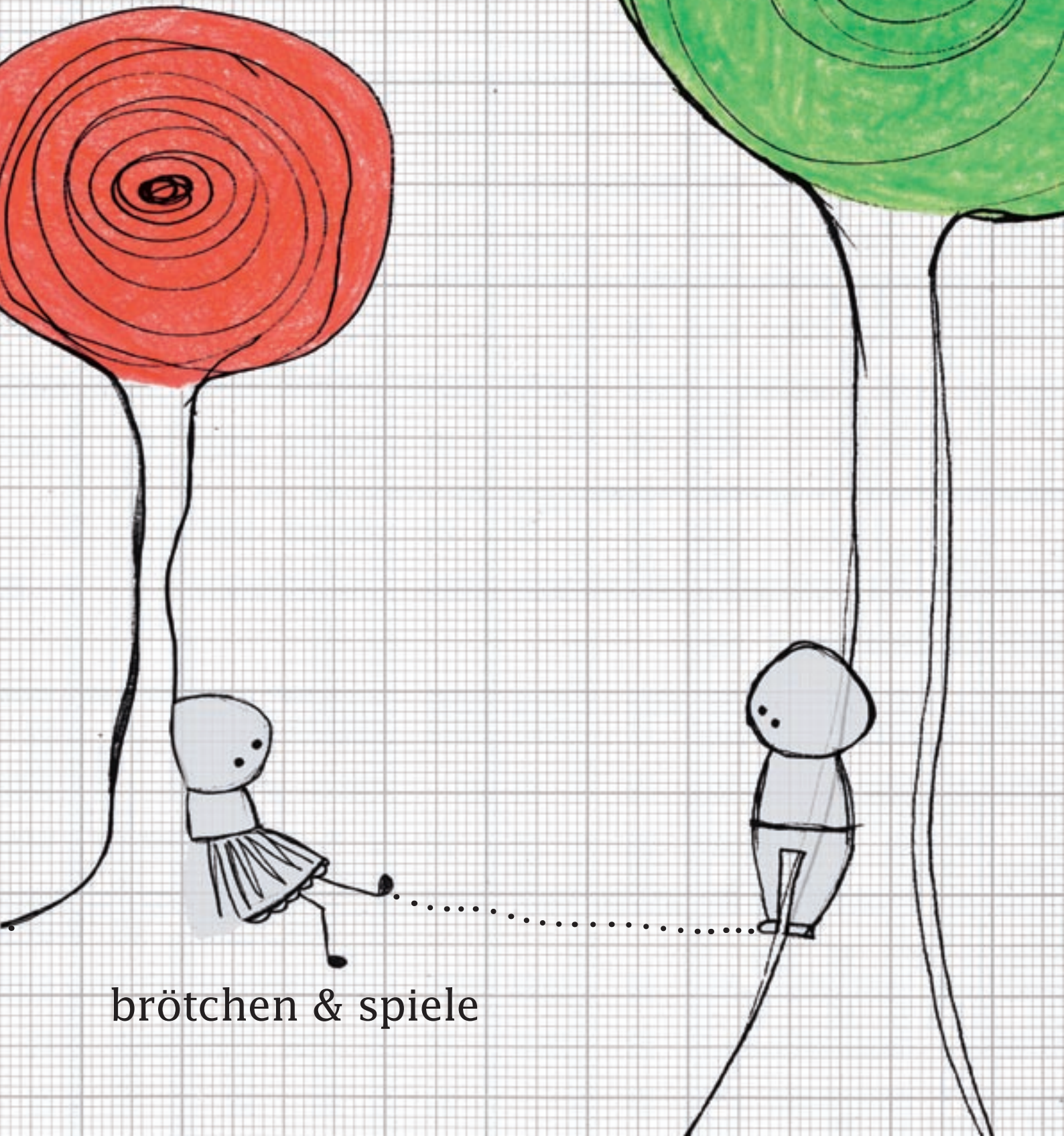


hEft

für literatur, stadt und alltag

grundbedürfnisse Oktober 2008



brötchen & spiele



Offene Redaktion am 29. Oktober, 19:30 Uhr, Weinstein Le Bar,
 weitere Infos: www.heft-online.de

» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 14 (4. Jg.), Oktober 2008 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Julia Reinard, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Ulli Aschenbach, Sven Kühnhold, Ralf Rudolffy » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider Die Seiten 4, 5, 32 und 33 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 2. Januar 2009; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. November 2008.

Das hEft wird unterstützt durch die Stadt Erfurt. Herzlichen Dank an die Spenderinnen und Spender.



Landeshauptstadt Erfurt
 Stadtverwaltung



Liebe Leserin, lieber Leser,

in Erfurt brodeln es derzeit mächtig. Mit der Aussetzung der finanziellen Mittel für das Kunsthhaus Erfurt im Frühsommer und dem damit verbundenen Offenen Brief für eine Kulturhauptstadt Erfurt nahm eine längst fällige Diskussion Fahrt auf: die um die Zukunft der Kultur in Erfurt. Das für März angekündigte Kulturkonzept liegt noch immer in den städtischen Schubladen. Wenn es da liegt ...

Beschleunigt wurde die Debatte durch die neue Stadtordnung, die bierkonsumierende Menschen auf zentralen Plätzen der Stadt kriminalisiert und vertreibt. Das südländische Flair, auf das die Stadt in ihren Touristenführern gerne verweist, wird in Zukunft wohl verordnet werden müssen.

Derweil reitet der Geist des Großen Kaisers durch die Stadt, und Erfurt ist stolz, einst acht Jahre lang französische Provinz gewesen zu sein. Eine welthistorisch unbedeutende Zusammenkunft von Gaunern und Kriegstreibern wird aufgebläht und dabei werden hunderttausende Euro verpulvert. Wir widmen uns all dem ausführlich auf den Themenseiten im ersten Teil.

Das Supersportjahr liegt beinahe hinter uns, nur der FC Rot-Weiß beschert uns in den restlichen Monaten noch spannende Samstagnachmittage. Mit unserer Fotostrecke richten wir jedoch den Blick auf den Sonntagvormittag und damit auf den Breitensport: Sven Gatter hat Parkläuferinnen und Parkläufer in Erfurt und anderswo porträtiert, und zwar nicht im Laufen, sondern im Stehen.

Im Literaturteil werden unter dem hEFt-Thema »Brötchen und Spiele« wieder allerhand Facetten ausgeleuchtet: Kürbiskern- und Kaiserbrötchen kommen dabei nur am Rande vor, genauso wie Mau Mau, Federball oder Halma. Die drei Siegertexte des »Poetry Psalm«, der im Juli bei Radio F.R.E.I. stattfand, gibt's anschließend noch als Zugabe. Aber lesen Sie selbst.

Wir wünschen gute Unterhaltung!

Die Redaktion

stadt & alltag

- 04 aus der redaktion.
- 05 schöne aussicht.

anger süd-west

- 06 wem gehört die stadt?
- 08 fünf fragen an: candide gattre.
- 09 förderabo.
- 10 ein nachhaltiges naturschauspiel.
- 12 portrait: menschen aus der vorstadt.
- 14 literaturbüro.
- 15 fragmente aus der abseitsfalle.
- 16 redaktion empfiehlt.

kultur & politik

- 18 wacht auf verdammte erfurts!
- 20 ein schritt aus der provinzialität.
- 24 kultur ist zeitverschwendung. na und?
- 26 ich war erfurt.
- 28 5 für leipzig und der status quo.
- 30 manifest der 500.
- 31 hEFt-weinberatung.
- 33 ventil e.v.
- 33 carla, greif ein!
- 34 fotostrecke.

literatur brötchen & spiele

- 39 abgrund – auf dem weg zur sonne. von Annette Deter
- 40 lyrik von Bernd Stickelmann
- 41 hauptsache arbeit. von Eberhard Hierse
- 43 gewinnermärchen. von Stefan Schütz
- 44 zangengeburt für fümff pfenge. von Volker B.
- 45 ernst. von Monique Molke
- 46 hartwig, die fortsetzung. von Till Bender

literatur poetry psalm

- 48 wahre liebe. von Franziska Schramm
- 49 kennst du das. von Anna Engler
- 50 meerjungfrau. von Nele Sichel
- 51 Autor/innenverzeichnis

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

biskupek ist kulturRiese.

Wie in der letzten Ausgabe schon angekündigt, erhielt das hEFt in diesem Jahr den alternativen Thüringer Kulturpreis, den »KulturRiesen«. Der Preis wurde von der LAG Soziokultur Thüringen in diesem Jahr erstmals gestiftet und ist mit 1.111 Euro dotiert. Die Preisverleihung fand am 10. Juli in der Dorfkirche in Böhlen im Thüringer Wald statt. Wie sich nun leider herausstellte, wurde der Preis nur versehentlich an das hEFt verliehen; der eigentliche Preisträger ist der Rudolstädter Satiriker und Sprecher des Thüringer Literaturreates Matthias Biskupek. Für ihn sprechen mehrere Gründe:

1) Matthias Biskupek wurde zur Preisverleihung als Laudator bestellt. In seiner fein abgestimmten Rede machte er zunächst darauf aufmerksam, daß es so etwas wie Soziokultur nicht gebe, denn jede künstlerische Ausdrucksweise wende sich schließlich der gesellschaftlichen Wirklichkeit und dem Alltag hin. Damit war die erste Hürde genommen: ein freier Autor ist Soziokultur.

2) Anschließend legte er den Anwesenden in aller Eindringlichkeit dar, daß die Autoren und Redakteure des hEFtes a) nicht richtig schreiben könnten: sie schrieben »Kork«, wenn es korrekt »Korken« heißen müßte; b) einfältige Trottel seien: sie beuteten sich selbst aus und klagten nur mäßig darüber; und c) »Oberheinis« und keine »underdogs« mehr seien, denn sie seien nach der Preisannahme nicht mehr unabhängig. Zwischendurch lüftet er ganz nebenbei das langgehütete Geheimnis, wofür das »h« und das »t« bei »hEFt« stünde: nämlich für »Hilfe« und »Text«. Den peinlichen Fauxpas, daß im Namen beide Buchstaben klein geschrieben sind, während Hilfe und Text als Substantive eigentlich großgeschrieben werden, ersparte er uns und den Anwesenden.

3) Aufgrund all dieser kulturellen Unzulänglichkeiten, die dem hEFt attestiert wurden, überließ Biskupek nichts mehr dem Zufall. Den am nächsten Tag im Feuilleton der Thüringer Allgemeinen erschienenen Artikel über die Preisverleihung übernahm er deshalb gleich höchstpersönlich. Unter dem Titel »Preis und Dichterlob für das hEFt« ließ Biskupek nichts anbrennen und zitierte ausschließlich sich und seine eigene auf 66 Druckzeilen heruntergekürzte Laudatio gleich

selbst. Es zeigte sich, daß das eigene »Dichterlob« mehr Wertschätzung erfuhr, als Preisträger und Preisstifter zusammen.

Diese drei Gründe rechtfertigen unseres Erachtens die Preisträgerschaft des »KulturRiesen« auf viele Jahre hinaus – auf jeden Fall aber für das Jahr 2008. Deshalb sind wir zu der Erkenntnis gelangt, daß es sich bei der Preisvergabe an das hEFt offenbar um ein Mißverständnis gehandelt hat.

Deshalb, lieber Matthias Biskupek, entschuldigen wir uns hiermit, daß das hEFt versehentlich den Preis angenommen hat. Natürlich gebührt der »KulturRiese« 2008 Ihnen, und wir möchten ihn hiermit an Sie weitergeben. Leider können wir Ihnen die Summe von 1.111 Euro nicht überweisen, da wir das Geld schon für den Druck dieser hEFt-Ausgabe verwendet haben. Wir gratulieren herzlich!

Ihre »hEFtelmacher«



Verkehrschaos auf dem Ring

01.09.2009: Die Polizei leitet den Verkehr auf dem Juri-Gagarin-Ring in Richtung Stauffenbergallee um, dennoch stehen Autos in Reihe, um auf den Parkplatz hinter dem Haus der sozialen Dienste zu parken, es wird gehupt, und wer die Kreuzung überqueren will, probiert es besser zu Fuß. Schon seit drei Tagen herrscht hier Chaos, denn seit der Trennung der Kommune Erfurt von der Agentur für Arbeit und der dadurch vorgenommenen Verlegung aller Hartz-IV-Betreuten in das Haus der sozialen Dienste kommt es regelmäßig zu Stau außerhalb der Anlaufstelle. Mehr noch: Beim Versuch zweier Reporter, an der Schlange

vorbei in das Innere des Hauses vorzudringen, wurden zwei Personen durch Handgreiflichkeiten verletzt. Für die vorliegende Nachricht wurde stundenlanges Stehen in Kauf genommen. Am Juri-Gagarin-Ring sieht die Situation nicht besser aus. Menschen mit Decken, Thermosflaschen und Butterbrot lagern im Vorraum. Teilweise sind sie lediglich über Nacht zu Hause gewesen, um am darauffolgenden Morgen wieder in der Reihe zu stehen; die Absprachen der Betroffenen funktionieren. Zwölf Stunden beträgt die Wartezeit, heißt es bei den rund um die Uhr beschäftigten Mitarbeitern hinter dem Tresen. Sie haben Augenringe und ihre Hände zittern, vier Stunden Schlaf hätte sie gehabt, sagt

eine der Angestellten, viel Schreibarbeit erledigen sie zu Hause, weil der Andrang die Türen einrennen würden, wären die Angestellten anwesend und gleichzeitig keine Sprechzeit. Wie am Montag, als es deswegen zur Zerstörung dreier Fenster und zu vier Verhaftungen kam. In der Stadtverwaltung hofft man, den Andrang in den Griff zu bekommen. Alle betroffenen Personen, deren Nachname mit einem Buchstaben zwischen A und L beginnt, sollen ab kommender Woche in das Einwohnermeldeamt Berliner Platz kommen. Anträge und Fragen würden dort bearbeitet. Ob das die Situation bessert oder das Problem nur verlagert, weiß man allerdings selbst in der Stadt noch nicht.

Hirschgarten wieder Loch

15.09.2009: Der versehentliche Abwurf einer Sprengbombe aus einem Flugzeug der Luftwaffe über dem Areal des Erfurter Hirschgartens am 12. September hat in den letzten Tagen bundesweit für Schlagzeilen gesorgt. Durch den Einschlag ist ein Krater von fast 25 Meter Durchmesser entstanden. Die Schäden an den umliegenden Fassaden werden von Fachleuten auf ca. 1,1 Millionen Euro geschätzt. Vor allem die Staatskanzlei ist stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Das erst vor einem Jahr wiederaufgebaute Wachthäuschen ist komplett zerstört. Wie durch ein Wunder kamen keine Menschen zu Schaden. Nur ein streunender

Hund ließ bei der morgendlichen Detonation sein Leben.

Inzwischen sind erste Informationen über die Unglücksursache bekannt geworden. Wie Ermittlungen ergaben, hatte der Pilot, der sich auf dem Flug zu einem Manöver im Zusammenhang mit der neuerlichen Befriedung des Kosovo durch die NATO befand, gegen die Dienstvorschriften eigenmächtig mehrere Sprengbomben geladen. Daß er dabei lediglich eine Bombe abgeworfen hatte, mag mit dem körperlichen Zustand des Piloten in Zusammenhang gestanden haben: bei ihm wurde ein Blutalkoholwert von 2,4 Promille festgestellt. Ob der Abwurf fahrlässig oder vorsätzlich geschah, wird derzeit noch geprüft. Der Pilot steht noch immer unter

Schock und wird ärztlich betreut.

Derzeit kursierende Verschwörungstheorien, nach denen es sich um einen Terroranschlag exakt 2921 Tage nach 9/11 gehandelt haben soll, wird von den Behörden entschieden zurückgewiesen. Zudem habe der Pilot Alkohol zu sich genommen. Es handle sich lediglich um menschliches Versagen.

Derweil beschäftigt den Erfurter Stadtrat die Frage, was aus dem neuerlichen Loch im Hirschgarten werden soll. Nach ersten fraktionsübergreifenden Stellungnahmen soll zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine europaweite Ausschreibung für eine Neugestaltung des Areals am Hirschgarten erarbeitet werden. Mit ersten Entwürfen ist im Herbst 2010 zu rechnen.

wem gehört die stadt?

Im Sommer 2008 eskalierte in Erfurt die Auseinandersetzung um Ordnung und Sauberkeit auf öffentlichen Plätzen. Die Neuauflage der Verordnung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung vom 5. Juli 2008 belegt nun längeres Verweilen an einem öffentlichen Platz bei gleichzeitigem Verzehr von Alkohol mit einem Ordnungsgeld. Seit dem 1. August wird diese Verordnung auch handfest umgesetzt. Kern der Auseinandersetzung ist die Frage, wer den öffentlichen Raum nutzen darf.

Schon 2003 erließ die Stadt Erfurt – damals noch unter der Federführung von Oberbürgermeister Manfred Ruge – die besagte Verordnung und sanktionierte das Verteilen von Flugblättern, das Durchsuchen von Abfallkörben, das Musizieren auf der Straße und das »regelmäßige Lagern von Gruppen«. Schon damals sollten bestimmte Gruppen, die nicht in das Bild des biederen Normalbürgers paßten, aus der Innenstadt vertrieben werden. »Erfurt zeigt dem Schmutz die Rote Karte«, wie es in einer Plakatkampagne hieß.

2004 stellte die Stadt 1-Euro-JobberInnen ein, um die Verordnung umzusetzen und Bußgelder zu verhängen. Dieser Versuch ist allerdings gescheitert – sowohl am vielfältigen Widerstand, wie auch an der Lustlosigkeit der KontrolleurInnen, die im Endeffekt sehr wenig Begeisterung dabei gezeigt haben, Arme und AbweichterInnen zu schikanieren, vielleicht auch, weil man als Hartz-IV-EmpfängerIn ein Gespür dafür hat, wie Ausgrenzung funktioniert.

2008 wurden die alten Pläne erneut aus der Schublade geholt, um mit der Ergänzung von Paragraph 8, der das Rumhängen in der Stadt verhindern soll, nun auch den Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit zu sanktionieren. Ein demokratisches Verfahren ist dem im übrigen nicht vorausgegangen: Die Verordnung wurde schlicht und einfach durch die Verwaltung erarbeitet und durch den Oberbürgermeister erlassen. Seit einigen Wochen bemüht man sich auch, die Verordnung umzusetzen: quasi jeden Abend finden hinter der Krämerbrücke Kontrollen statt. Für diese Aufgabe hat die Stadt sogar einige neue Arbeitsplätze geschaffen.

Die Krämerbrücke ist seit Jahrzehnten ein Ort, an dem nicht angepaßte Jugendliche zusammensitzen. Man trifft sich, redet, trinkt auch mal was und nimmt sich die Freiheit, den öffentlichen Raum für die eigenen Bedürfnisse zu nutzen. Manchmal ist es laut, manchmal fühlen sich andere BürgerInnen gestört und manchmal bleibt auch Müll liegen – so wie an vielen anderen Orten in der Stadt. Also kein Grund zu besonderer Aufregung, sollte man meinen. Doch abweichendes Verhalten und Anders-

sein löst bei nicht wenigen NormalbürgerInnen Ängste aus, die zu irrationalen Projektionen führen. Aus abweichendem Verhalten wird so rasch Gefahr und Bedrohung. Über reale Bedrohungsszenarien und Ängste gibt es indes andere Erkenntnisse: Laut den von der Stadt selbst herausgegebenen Kriminalitätsatlanten stagnieren die Fallzahlen für Angriffe im öffentlichen Raum seit Jahren auf vergleichsweise niedrigem Niveau, während die Angstzonen, in denen Bürger sich vor Kriminalität fürchten, weitab der Krämerbrücke liegen, nämlich in Rieth, Roter Berg, Herrenberg und Ilversgehofen.

Im Sommer 2008 wandelt sich das Bild des bunten Ortes: Jetzt ist die Krämerbrücke ein umkämpfter Ort. Ständige und massive Polizeikontrollen legen nahe, daß es dafür auch einen triftigen Grund gibt. Bei diesem Aufwand, werden sich manche PassantInnen denken, müssen die Leute ja irgendwas angestellt haben: Drogen, Schlägereien und Schlimmeres ... »Es muß ja was dran sein«, wenn ständig die Polizei vor Ort ist. So konstruiert die Umsetzung der Stadtverordnung erst ein Problem, das sie zu bekämpfen vorgibt, um dann die vermeintliche Bedrohung der öffentlichen Ordnung im nächsten Schritt handgreiflich oder finanziell zu beseitigen – laut §15(2) der Stadtverordnung mit Bußgeldern von bis zu 5.000 Euro.

Worum geht es in dieser Verordnung? Kurz gesagt: um die Ausgrenzung bestimmter Gruppen und deren Vertreibung aus dem öffentlichen Raum. Die Bekämpfung des Alkoholkonsums spielt dabei keine Rolle, denn gegen Flatrate-Partys in Erfurter Diskotheken und den Genuß eines teuren Rotweins in den Straßencafés rund um das Rathaus hat Oberbürgermeister Bausewein offensichtlich nichts einzuwenden. Auch mit Lärmbelästigung hat das ganze wenig zu tun – ansonsten würde die Stadt kaum großzügige Sondergenehmigungen erteilen, damit Karstadt oder andere im Sommer jedes Wochenende den Anger beschallen können – mit Inhalten, deren öffentlicher Nutzen nicht gerade auf der Hand liegt.

Es geht also um die Frage, *wer* sich in der Stadt vergnügen darf und *wie*. Gegen den Alkoholkonsum in den zahlreichen Straßencafés hat niemand etwas einzuwenden, selbst wenn es dabei laut wird. Aber Dosenbier auf der Punkerwiese – das soll vertrieben werden, genauso wie Leute, die Flaschen sammeln, für ihr Auskommen Mülleimer durchwühlen oder Straßenmusik machen müssen. Das könnte man als legitime Klientelpolitik für die Erfurter Gastronomie verstehen – wenn es nicht auf dem Rücken von Schwächeren ausgetragen würde. Daß hier das Problem Armut nicht bekämpft, sondern vielmehr die Armen selbst verdrängt werden sollen, hat OB

Bausewein in einem Interview bei Radio F.R.E.I. offen zugegeben. Ein Raum, der eigentlich allen offen stehen sollte, wird so für eine begrenzte Gruppe von Wohlverdienern reserviert. Gleichzeitig werden Sozialleistungen sowie die Unterstützung kleinerer Kulturprojekte und nichtkommerzieller Initiativen immer weiter reduziert. Der politische Effekt der Vertreibung von alternativen Jugendkulturen ist nicht zu unterschätzen. Eine alternative, nicht-rechte Subkultur und eine kulturelle Vielfalt wirken effektiver gegen die Dominanz des braunen Mainstreams auf der Straße als jedes millionenschwere Anti-Gewalt-Programm.

Die Frage lautet also: Wem gehört die Stadt? Die zunehmende Kommerzialisierung des öffentlichen Raumes zementiert eine Entwicklung, die mit dem Abbau von Sozialleistungen und einer elitär ausgerichteten Förderungspolitik immer mehr Menschen von der gesellschaftlichen Teilhabe ausschließt. Hartz IV macht einen Besuch in der Oper oder im Konzert sowieso unmöglich. Wenn die Stadt jetzt noch die Fördermittel für kleine kulturelle Projekte zusammenstreicht und die Entwicklung selbstorganisierter soziokultureller Räume behindert, wird die Teilhabe am kulturellen Leben immer mehr Menschen erschwert. Wird darüber hinaus auch noch der öffentliche Raum so gestaltet, daß er nur für Wohlhabende zugänglich ist, ist die Ausgrenzung perfekt. Die Gesellschaft hat sich endgültig davon verabschiedet, daß es auch für Arme und Abweichler noch einen gewissen Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe geben soll. In der Argumentation gegen die

Innenstadtverordnung wurde häufig argumentiert, daß Jugendliche auch einen positiven »bunten Farbtupfer« in der Innenstadt darstellen. So richtig das ist, geht es am Problem vorbei, stellt es doch den Versuch dar, auf die Ausgrenzungspolitik so zu reagieren, daß man selbst nicht zu den Störern gehört, sondern etwas Wichtiges beiträgt. Der Skandal an der Vertreibungspolitik ist aber, daß jegliche störende Irritation der öffentlichen Ordnung unterbunden werden soll. Wer jetzt argumentiert, daß alternative Jugendliche einen Standortfaktor darstellen, muß die Frage beantworten, was denn mit jenen Gruppen ist, die eben keinen »bunten Farbtupfer« darstellen, sondern wirklich stören. Wir wollen nicht festlegen, wer stört und wer nicht. Vielmehr meinen wir, daß die Öffentlichkeit dazu in der Lage sein muß, als störend empfundene Abweichungen auszuhalten. Überall, wo viele Menschen zusammenkommen, gibt es Konflikte. Eine Gesellschaft, die den Konflikt abschaffen will, indem sie die Störer abschiebt, bewegt sich in eine bedenkliche Richtung, in der Vielfalt und Weltoffenheit keinen Platz mehr haben.

AutorInnen: Spontane Kleingruppe

Alarmiert von der Verschärfung von Ordnung und Sicherheit haben sich einige Leute zusammen gefunden, um diesen Text zu schreiben. Auch wenn die meisten schon weitab der 30 sind, firmieren sie in der Lokalpresse unter dem Pseudonym »Jugendliche, die sich ungerecht behandelt fühlen«.



Foto: Norman Zacharias

fünf fragen an. Candide Gattre (1779–1810)

Bonjour, Monsieur Gattre. Als Stiefelknecht Napoleons sind Sie ja mit Erfurt vertraut. Wie gefällt Ihnen die Stadt? Es ist immer noch klein 'ier. Übersichtlich. Sehr übersichtlich. Und sehr deutsch mit die viele Blumen und 'übsche 'äuser.

Können Sie uns drei positive und drei negative Wörter, die Ihnen zu Erfurt einfallen, nennen? Es ist deutsch, äh, man muß nischt weit gehen zum nächsten wischtigen 'aus. Goeth'? Goeth' war 'ier. Drei negative Wörter? Es ist zu klein, zu wenig die Möglichenkeiten zum Ausgehen, Tanz und Theater. Da gibt es viel mehr in Paris. Wir 'aben sogar la Comédie-Française mitgebracht für ein rischtiges Theater.

Wissen Sie, daß wir Ihre Anwesenheit derzeit ganz groß feiern? Oui, das weiß isch. Mit eine Ausstellung von Napoléon, mit eine neue Wach'äußche,

mit (lacht) unsere (schlägt sich die Hand vor den Mund) Uniformen.

Worüber lachen Sie? Non, isch lache nischt ... Es ist sehr drollig, daß Sie in Erfur veranstalten viele Feiern, weil Napoléon Erfur und Deutschland besetzt 'at. Für mehr als zwei Wochen feiern Sie den Kaiser der Franzosen. Sehr ülkig, Ihre Stadt.

Fast möchte ich es nicht wissen. Ich frage trotzdem: Und was halten Sie von der Show 'Treffen der Geister' auf dem Domplatz? Isch 'abe es gelesen, da spreschen Napoléon und Goeth' miteinander, nischt wahr? ... Um ehrlich zu sein, isch glaube, das ist ein Trick, das ist nischt möglich mit jemand zu spresche, der nischt mehr lebt oder noch nie gelebt 'at.

Äh, ja, äh, vielen Dank, Monsieur Gattre.

ELEGOISTE

© ULF SALZMANN

MANCHEINER WÜRD
SAGEN, DASS ICH
FAULENZE!
DAES SICH HIERBEI
ALLERDINGS UM EINE
ENTWICKELTE TÄTIGKEIT
HANDELT, VON DER ICH
INTUITIV WEISS...



...DASS SIE MIR GUT
TUT UND DAS ICH
DARIN ÜBUNG HABE
UND AUSSERDEM
DURCH DIE ENTSPANNTE
WAHRNEHMUNG
MEINE VORSTELLUNGS-
KRAFT ERWEITERE...



...WÜRD ICH SAGEN,
DASS ICH PER DEFINITION
KUNST MACHE! ODER
ZU MINDEST KULTUR.



Wir stehen immer noch in der Pflicht, verantwortungsvoll mit Steuergeldern umzugehen.

Karl-Heinz Kindervater

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

ein nachhaltiges naturschauspiel.

Von uLLi Aschenbach

Der Text ist allen an der »Entente Florale« teilnehmenden Städten, jeder Kommune, die den Kampf um die schönsten Geranien im Balkonblumenkasten kennt, und unserer kleinen Blumenstadt Erfurt gewidmet ...

Ruhig, gelassen und ökologisch unbedenklich lag die kleine Stadt Erfurt im biologischen Gleichgewicht der grünen Mitte Thüringens. Die Wälder rauschten, die Blumen blühten, die Bewohner gestalteten ihre lieblich anzuschauenden Kleingärten mit den einheimischen Nutz- und Zierpflanzen. Und wie das Grün der Stadt ganz verschlafen vor sich hin photosyntierte, ahnte noch keiner, welches Naturereignis alsbald seinen Lauf nehmen würde ...

Noch knarzten die Bäume im Gleichtakt mit dem harntreibenden Rauschen des Flusses, nachts labten sich umtriebige Bewohner an den Früchten der Erdbeerplantage. Noch wurde auch die einheimische Bohnenart als Stadtmaskottchen verehrt, nur kleine allergene Pollenflüge konnten die naturnahe Stimmung trüben. Und stolz war man, dieses paradiesische Biotope »Blumenstadt« nennen zu dürfen...

Doch ab einem unbestimmten Zeitpunkt im Jahreszeitenverlauf vollzog sich bei den Pflanzen aller Art, egal ob niedrig-, mittel-, hochwachsend oder gar bei Gehölz, eine eigenartige Wandlung ...

Ein Naturereignis unbestimmter Art, welches später nur die »Entente Florale« genannt werden würde, brachte den natürlichen Fluß der heimischen Reiz-Reaktions-Kette zum Verdorren.

Dieses Phänomen nahm zunächst recht unmerklich von den Pflanzen Besitz. Nach und nach begannen diese, leicht zu glimmen, schließlich zu leuchten. Diese Illumination vollzog sich schrittweise, die niedriger wachsenden Spezies waren alsbald von einem glühwürmchenhaften Leuchten erfüllt, während der Leuchtspiegel bei Baumgehölzen nur langsam anstieg und nur die frischen Keimlinge in den Zweigen bereits funkelten.

Diese beginnende Umwandlung beunruhigte einheimische Kleingärtner wie Wissenschaftler gleichermaßen, sogar Astronomen und -logen verfaßten glühende Artikel über das allmähliche Verschwinden des Sternenhimmels aus der städtischen Optik. Doch wäre diese kosmetische Gefahr durch glühende Vegetation

die einzige Auswirkung, wäre eine Einarbeitung in das Stadtmarketingkonzept sicherlich unproblematisch gewesen. »POWER PLANTS« – Baumlaternen für die Blumenstadt!

Doch mit der Zeit stellten Biologen und Ornithologen, also Experten für Vogelkunde, deren Diskussionsbeteiligung, wohl aufgrund fehlgeleiteter Förderungen, bis zum heutigen Tage umstritten bleibt, sowie natürlich der Stadtrat fest, daß diese Leuchtmutationen keinerlei Photosynthese mehr betrieben.

UND DIES WAR EIN PROBLEM! Ebenso bildeten die POWER PLANTS keine Früchte mehr aus und die im Winde wie Goldstaub herumwehenden Leuchtpartikel entpuppten sich bei näheren Untersuchungen doch als Lampyridae also Glühwürmchen. Die biolumineszente POWER PLANT scheint durch verschiedene Stoffwechselprozesse einen neonfarbenen Farbstoff in ihre Zellen aufzunehmen. Dieser wirkt sich dominant auf Farbe, Form und Verhalten der Kultur aus. Die POWER PLANTS bilden nun dicke, gelartige, transluzente Blätter aus, ihre Sproßachsen werden von einer latexartigen fluoreszierenden Membran überzogen. Die Blüten sind von einer faszinierenden Morphologie mit zahlreichen Blütenblättern aus einem Hauch ... von Gewebe.

Diese insektenflügelgleichen Kronblätter lagern am Blütenboden und umhüllen die gesamte Blüte, so daß der faszinierte Bertachter nur eine wage Ahnung von der atemberaubenden Schönheit bekommt, die sich in ihr birgt.

Doch Schönheit trägt oft auch Teufliches in sich! So hat die Spezies der POWER PLANT bei der Nahrungsaufnahme einen ausschließlichen Bedarf an organischer Substanz. Und mit der List ihrer Schönheit ist ihr diese gesichert.

Die vom Glühenden und Fluoreszierenden angelockten Fluginsekten begeben sich in den Bereich der geschlossenen Blüten, da dort ein reichhaltiger Vorrat an Nektar zu erwarten ist. Doch sobald sich die kleinen beflügelten Opfer in den Radar der schönen Raubpflanzen bewegen, schließen sich deren Blüten auf und offenbaren ihre gesamte elfenartige Pracht, welche sich in den Facettenaugen des Insektes noch vielfach verstärkt, so daß dieses völlig hypnotisiert vor sich hin schwebt und summt.





Diesen zauberhaften Moment der Makellosigkeit mach sich die POWER PLANT zunutze... Ein mit einer im Fruchtknoten gesammelten Energie erzeugter Leserstrahl schießt aus dem nunmehr freiliegenden Fruchtblatt, trifft das benebelte Opfer, röstet es in der Luft und zieht es in die Tiefe der Blüte, die sich so gleich wieder verschließt ...

So sind große Gefahren für Sauerstoff- und Insektenbestand zu erwarten. Die Bewohner versuchen zunächst, neben zahlreichen botanischen und ornithologischen Untersuchungen, die Gefahr einzudämmen, indem sie die Ausbreitung der Seuche verhindern wollen. Innerhalb einer durch Stiftung organisierten Bürgerinitiative werden Glasglocken, Gewächshäuser und semipermeable Membranen installiert und gespannt, um so eine Vermehrung durch Flugpartikel Einhalt zu gebieten. Doch diese aufwendige Aktion brachte keinerlei gewünschten Erfolg. Der Grund wird 3 Monate später durch erste Ergebnisse der vielschichtigen Untersuchungen bekannt. Zu der Zeit war durch die gesteigerte Biolumineszenz jeglicher Tageszeitenverlauf bereits gestört.

Die bedrohliche Wahrheit lautet: Die Spezies der POWER PLANTS entsteht durch Abfallprodukte der Solarindustrie im nahegelegenen Cluster, die in die Erde geleitet werden. Das neonartig leuchtende Pigment dieser Substanz wird weder durch Wind noch durch andere Träger befördert, sondern durch TERRESTRIISCHE WELLEN zu den Wurzeln des einheimischen Grünbestandes transportiert.

Und die ENTENTE FLORALE breitet sich weiter aus, trotz Verbot aller kontinentalen- und außerdigitalen Signale findet diese energetische Masse ihren Weg, nutzt die akustischen Schwingungen unsäglich blumiger Tonträger, um die nähere Umgebung der kleinen Großstadt sowie den Rest der Welt aufblühen und kläglich ersticken zu lassen ...

Und nur die Glühwürmchen werden überleben ...



zeug schnappen, runter laufen.

Die Krämpfervorstadt, das Gebiet im Osten Erfurts, ist das durchschnittlichste Quartier der Stadt. Diese These scheinen – neben anderen Unauffälligkeiten – Statistiken zur Zusammensetzung und zum Wahlverhalten der dort Wohnenden zu belegen. Die hEft-Redaktion sieht sich deshalb veranlaßt, in loser Folge Menschen dieses Stadtteils zu porträtieren.

Auf dem Weg in die Iderhoffstraße, vorbei an der backsteinernen Fassade der alten Malzfabrik, kommt mir Kuno entgegen. Sonnengebräunt schmunzelt er von weitem, und mit ihm ein Totenkopf auf seinem blauen T-Shirt. Die gute Laune hat er, der sonst in einem Hospiz als Krankenpfleger arbeitet, aus dem Urlaub in den Masuren mitgebracht. Ein Gespräch übers Fliegenfischen und die Erfurter Balance zwischen Stadt und Acker.

Kuno, du bist seit gestern von deiner Urlaubsreise zurück. Wie ist das, wenn man dann wieder nach Erfurt kommt. Ist alles wie immer (lacht). Hier ist immer alles wie immer. Aber ich war einfach nur gespannt, wie die Wohnung aussieht, wenn ich 2 Wochen nicht da war. Nun ja, jetzt bin ich wieder zu Hause.

Es sind jetzt einige Jahre, die du in der Krämpfervorstadt lebst, Du bist sogar erst kürzlich innerhalb dieses Stadtgebiets umgezogen. Wieso wohnst du eigentlich ausgerechnet hier? Am Anfang war's Zufall. Ich hatte eine Wohnung gesucht und hier eine billige bekommen. Dann habe ich innerhalb der Krämpfervorstadt eine schönere Wohnung für wenig Geld gefunden und dort sehr lange gewohnt. Und jetzt bin ich mit meiner Freundin zusammengezogen. Wir haben in ganz Erfurt gesucht, uns letztendlich aber wieder für eine Wohnung in der Krämpfervorstadt entschieden. Wir haben etwas renoviert, die Dielen abgezogen, gemalert. Jetzt ist sie sehr gemütlich. Eigentlich hatten wir einen anderen Stadtteil im Auge gehabt, Erfurt-Süd, aber das war einfach nicht machbar.

Was bedeutet dir die Vorstadt? Ich find den Stadtteil hier schon irgendwie nett ... also, die Leute, die hier wohnen finde ich irgendwas zwischen schickimicki und kernig (lacht). Das einzige, was ich hier vermisste, sind ein paar Grünanlagen ... aber das ist nun mal ein Arbeiterviertel. Ich muß sagen, ich fühle mich wirklich irgendwie wohl hier über die Jahre.

Gibt es innerhalb der Krämpfervorstadt einen besonderen Ort? Einen, den du gern hast oder den du regelmäßig aufsuchst? Ich geh manchmal joggen, da habe ich hier eine Laufrunde. Das ist die Rathenaustraße runter, die Leipziger Straße hoch, zum Nordstrand und wieder zurück. Die Strecke finde ich ganz nett. Schön zu laufen, schön zu sehen. Ist irgendwo eine gute Balance zwischen Stadt und Acker. Und ich bin gern an der Gera, am Flutgraben unten. Dort zu angeln, eigentlich ja Fliegenfischen, das finde ich wirklich großartig. Ich muß nicht mit dem Auto rumfahren oder so. Ich schnapp mir mein Zeug, laufe da runter und steh im Wasser. Fertig.

Wenn ich Fliegenfischer beobachte, dann erscheint mir das fast meditativ. Welche Bedeutung hat das Fliegenfischen für dich? Gute Frage! (lacht) Ja, es ist schon eine Art der Entspannung. Also man steht da alleine, konzentriert sich auf das Werfen der Fliege und ist komplett irgendwo anders, in einem anderen kleinen Mikrokosmos ... Es riecht alles nach diesem Wasser. Und dann schaue ich nur noch, wo ich hinwerfen muß, wo ich gerade einen Fisch gesehen habe. Der Flutgraben ist ziemlich abgeschottet durch das relativ hohe Grünzeugs links und rechts, da prallt alles ab. Man hört nicht mal den Straßenlärm von der Stauffenbergallee. Ich kann da voll abschalten.

Eine Frage noch, die sich jetzt weniger auf das Leben in der Krämpfervorstadt bezieht. Wer dich kennt, weiß um deine Vorliebe für Totenkopfabbildungen. Als Krankenpfleger in einem Hospiz erscheint mir das etwas zynisch. Siehst du das auch so? Nee, nee. Das sind für mich zwei Paar Schuhe. Hätte ich ein T-Shirt dort an mit dem St.-Pauli-Totenkopf und darunter stünde »Hospiz«, das wäre zynisch. Aber das ist nur mein privater Spleen. Im Hospiz bin ich Krankenpfleger, da habe ich weiße Klamotten an.

Kuno, ich danke dir für das Interview.



Konrad »Kuno« Stier, 29 Jahre, Krankenpfleger, beim Fliegenfischen im Flutgraben. Ursprünglich gehörte dieser künstliche Wasserlauf zur Schutzbefestigung des spätmittelalterlichen Erfurt. In den 1890er Jahren wurde er, nach jahrzehntelangen Verhandlungen, im Rahmen einer für Erfurt bis dahin beispiellosen Baumaßnahme zu dem, was er auch heute ist: eine Hochwasserschutzanlage. Der Flutgraben markiert zugleich die westliche Grenze der Krämpfervorstadt.

Interview und Fotografie:
Sven Gatter

nach erfurt.

Von Finn-Ole Heinrich

Ich will nicht schon wieder Danke sagen und wie toll das alles war. Erfurt, dieses Stipendium, daß man mir diese Möglichkeit gegeben hat, das Vertrauen, die Menschen, die vielen schönen Begegnungen, Momente, Lesungen. Das habe ich schon oft genug gesagt.

Gerade sitze ich in Hamburg, zwischen meinen Umzugskisten im Zimmer meines besten Freundes. Denn ein eigenes habe ich noch gar nicht. Mal wieder Umzug, mal wieder kein Zuhause, keinen festen eigenen Ort. Ob mich das nicht nervt, werde ich viel gefragt. Manchmal ja, manchmal sogar sehr. Gerade bin ich davon genervt. Denn natürlich hat es auch Nachteile, ständig unterwegs zu sein. Ich hab gerade sehr stark das Bedürfnis, mich einzurichten, mir irgendwas zu bauen, ein Bett, ein Regal, ein Zimmer zu haben, das ich in der Farbe streichen kann, die ich gerade besonders mag. Ich finde es ja selbst etwas albern, aber manchmal kann einem etwas so Banales die Laune verderben.

Ich finde es grundsätzlich ja durchaus spannend, die Orte zu wechseln, mich neu ausprobieren zu können, mich behaupten zu müssen. Weil es die Sinne schärft, weil es wach macht, weil es einen mehr erleben läßt oder: mehr und

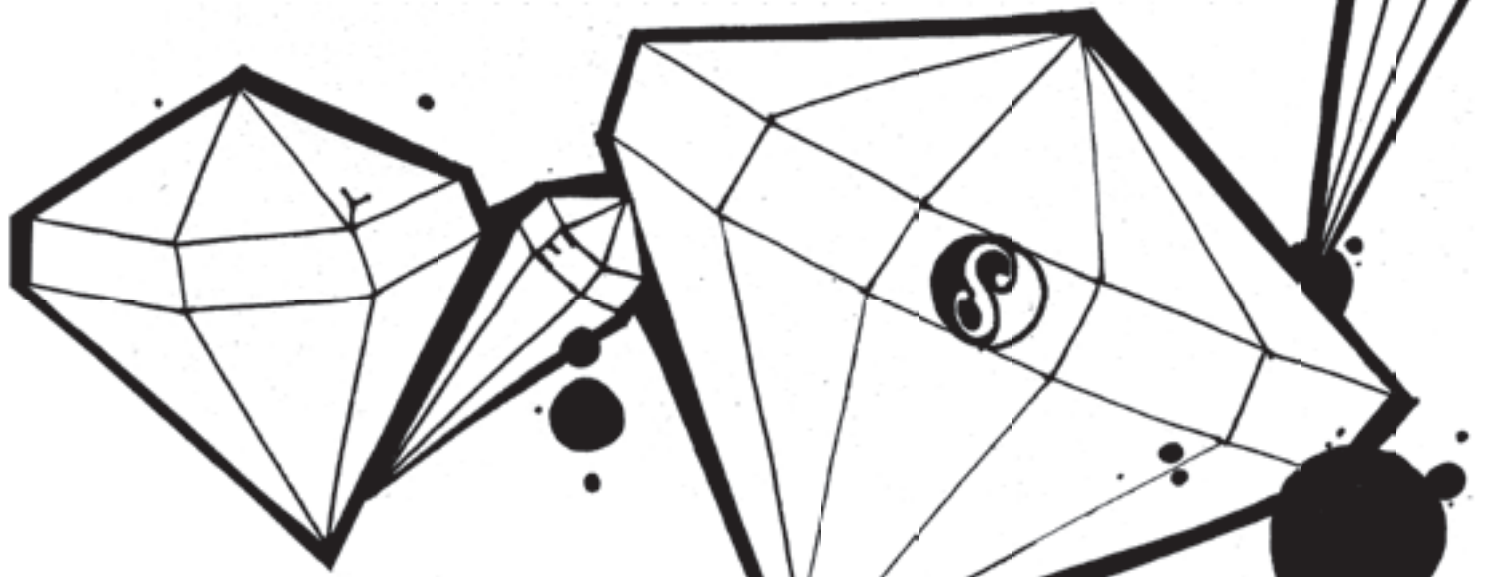
genauere Erinnerungen produziert. Und ich glaube, daß das eigentlich das Wertvollste an der Zeit in Erfurt ist, im Nachhinein: die Intensität, die Kostbarkeit, diese verdichtete Wahrnehmung.

In den letzten Stadtschreiber-Wochen in Erfurt gab es mehrere Situationen, in denen Leute gesagt haben: Was? Schon vorbei? Vier Monate? Hab ich gar nicht gemerkt!

Ich hab's gemerkt, natürlich. Weil alles neu war, weil es so viel zu erleben, zu entdecken und zu tun gab, weil ich die Zeit rückwärts gezählt habe, fast vom ersten Tag an. Vielleicht ist genau das eine meiner größten Sorgen im Leben: daß das Leben einfach so passiert, daß es so dahinplätschert und ich müde nebenher trotte, halbwach hinterher stolpere, daß ich mich gar nicht richtig spüre. Ich will mich am Leben reiben, ihm möglichst viel abgewinnen, möglichst viel erleben und Erinnerungen schaffen. Und in dieser Hinsicht war die Zeit in Erfurt natürlich sehr ergiebig: Ich mußte mir eine Stadt in ganz kurzer Zeit erschließen, auf Leute zugehen, meine Scheu überwinden, Fragen stellen, Geschichten sammeln, Orte suchen, finden und erkunden – und dann Abschied nehmen von allem, was in so kurzer Zeit so nah an mich

heran gekommen ist. Es war eine schöne Zeit in Erfurt, es war eine besondere und besonders schöne Zeit in Erfurt. Und darum geht's ja irgendwie: das Besondere zu finden. Oder?

So gesehen kann ich mich mit dem Durcheinander, in dem ich sitze, auch gleich wieder anfreunden. Ist nämlich auch wieder so eine etwas besondere Situation. Nicht unanstrengend, aber eben immerhin eine, an die ich mich vermutlich werde erinnern können. Auch wenn ich gerade Lust auf Spießigkeit und Ordnung und Zimmereinrichten habe.



von freunden und bären.

Von Stefan Werner

Ein Auftakt nach Maß sieht sicherlich anders aus, als ein 0:1 im eigenen Stadion gegen DyDyDy DyDyDy – nanana nanaaaa – momomo momoooo – Scheiß Dynamo. Aber irgendwie ist Fan ja darin geübt. Zudem zeigt sich wahre Größe erst in der Niederlage. Mit Blick auf die nunmehr fünf zurückliegenden Spiele ist der RWE doch recht ordentlich in die 3. Liga gestartet. Sieht man von der SG Dresden mal ab, scheinen die Testosteronwerte der Rot-Weiß-Spieler endlich auf erfolversprechenden, sprich: auf dem Niveau eines Braunbären während des Paarungsaktes zu sein. Ja, Testosteron. Dieser Wert scheint für Fußballspiele nicht ganz unerheblich zu sein, das hab ich jedenfalls neulich gelesen. Demnach hat Mr. Nick Neave, seines Zeichens Evolutionsbiologe, mit viel Geduld und Spucke Speichelproben von Fußballspielern genommen und verglichen. Und siehe da: Testosteronwert normal = 100 pg/ml, bei Auswärtsspielen = 120 pg/ml, bei Heimspielen = 150 pg/ml und bei Spielen gegen den »Erzfeind« sensationelle 167 pg/ml. Und das heißt: hoher Testosteronwert = ran, immer drauf, vorwärts kämpfen usw. Ohne mich weit aus dem Fenster lehnen zu wollen, glaube ich, daß Sätze wie »das war eine bärenstarke Leistung«, hier ihren biologischen Ursprung haben. Richtigerweise müßte es aber bärengel heißen. Entgegen aller neumodischen Enthaaungstrends gibt es nach wie vor einige Fußballerexemplare, die dem geilen Bären auch optisch nahe stehen.

Gegen J-E-N-A Sch... Jena hätte man das Testosteron förmlich riechen können, wenn nicht vor mir so ein in RWE-Polyester-Merchandising eingewickelter Vollpfosten gestanden und dessen Ausdünstungen eine Art Smogglocke um ihn und mich gebildet hätte. Wenn es schon nicht zu riechen war, so konnte man es zumindest sehen. Und wie. Nicht daß die Herren Fußballbellerinnen sich braunbärmäßig besprungen hätten, nein. Ich weiß noch, wie manche acht Jahre auf ein Telefon gewartet haben. Oder wie mein Vater durch einen glücklichen Umstand acht Jahre früher seinen Wartburg bekommen hat, was den alljährlichen Ostseurlaub erheblich erleichterte. Da hat Fan ganze acht Jahre darauf gewartet und da war er plötzlich, dieser Urschrei in der 89. Minute. Als hätte Mann sein erstes Mammut erlegt und vor Freude angefangen zu toben. 2:1 für Erfurt. Selbst ich hätte nicht gedacht, daß man »2:1 Derbysieger« tanzen kann. Auf dem

Heimweg wich der Siegestaumel jenem seligen Lächeln des Braunbären und ich konnte beruhigt meinen Kurzurlaub antreten.

Fußballtechnisch gesehen sind Urlaubsorte immer so was wie »Feindesland«. Nichtsdestotrotz habe ich mich am ersten Abend in 'ne Bar neben 'nen Typen gesetzt. Keine zwei Pils später waren wir bereits in ein Gespräch verwickelt. Er hieß übrigens Stefan, so 'ne Art Sammelbegriff für alles Männliche, was zwischen '74 bis '76 geboren wurde. Im Verlauf des Abends und einer Menge Sympathieaustausch stellte sich heraus, daß er ein »Eiserner«, ein »Unioner« war. Aber erzähle nie (auch nicht deinem besten Freund), du hättest einen netten Union- oder sonst was für einen Fußballfan eines anderen Clubs kennengelernt. Nicht genug, daß man auf diese Weise automatisch zum Fan jenes Clubs gemacht wird, sondern man erntet auch noch Häme. Jedenfalls ich. Da rufe ich jenen Freund an und frage nach Neuigkeiten des RWE und bekomme zur Antwort: »Sorry, aber komme im Moment an keine Ergebnisse von Union Berlin ran, vielleicht lernst du einen Zeisser kennen, der dir helfen kann«. Toll. Echt supertoll. Am Ende des Abends war klar, daß Stefan mich in Erfurt besuchen wird. Er kommt am 6. Dezember. RWE vs. Union Berlin.

Vorher heißt es erst einmal Erfurt vs. Paderborn. Ein kleiner Umweg auf meiner Heimreise kann da nicht schaden. Die Umstände, unter denen Pavel Dotchev (Ex-Trainer des RWE) den RWE verlassen hat, sind einigen noch lebhaft in Erinnerung. Um so größer die Genugtuung, wenn der RWE in Dotchevs neuer Wirkungsstätte, die in etwa so attraktiv ist wie die '90er FINKE Jugendzimmerschrankwand mit Vitrinenteil, einen eindeutigen Sieg einfährt. Wie das gehen kann? Ganz einfach – eine bärenstarke Truppe randvoll mit Testosteron. Wie würde der Unionfan sagen: »ick freu mir drauf«.



www.fanKon.de

blauer november.

Das Erfurter Studentenzentrum Engelsburg feiert seinen 40. Geburtstag. Und das ein ganzes Jahr lang, jeden Monat mit einem neuen Schwerpunkt. Im November nun ist Literatur angesagt. Unter dem Motto »Blauer November« gibt's Lesungen, Werkstätten, Gesprächsrunden und vieles mehr. Denn die Engelsburg hat nicht nur historisch gesehen einiges zu bieten: vor 500 Jahren zechte hier Eobanus Hessus mit seinen Humanistenfreunden und diskutierte über Poesie und Gesellschaft. Von da an wurde der Gebäudekomplex in der Allerheiligenstraße nur noch »Poetenburg« genannt. Heute gibt's hier regelmäßig Lesungen, kulinarische Literaturhäppchen und einen Thüringenweiten Schreibwettbewerb.

Der »Blaue November« der Poesie startet schon am 28. Oktober mit einem Poetry Slam im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Ohnmacht öffentlich«. Die Bühne im Keller wird frei sein für frische Texte rund um das Thema Ohnmacht. Wer Lust hat, kann sich unter www.einheitdermenschen.dgb-bwt.de anmelden. Am 13. November gibt es gleich eine Doppelveranstaltung. Zunächst ist die »Erfurter Herbstlese« zu Gast: Der eng-

lische Autor Derek Landy liest aus seinem Roman-Hit »Skulduggery Pleasant« – gemeinsam mit dem Hörbuchsprecher Rainer Strecker. Eine Lesung in englischer und deutscher Sprache. Start: 17 Uhr. Anschließend gibt's ab 19 Uhr die Preisverleihung des diesjährigen Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes. Seht und hört die jungen Thüringer Schreibtalente zwischen 15 und 35 Jahren! Der Eintritt zur Preisverleihung ist frei.

Am 24. November wird es wieder kulinarisch: der »Plauderabend deluxe« steht auf dem Programm. Während eines wohlmundendem Drei-Gänge-Menüs wird Weltliteratur gereicht. Den 27. November empfehlen wir besonders: Finn-Ole Heinrich, der diesjährige Erfurter Stadtschreiber, und Andreas Stichmann lesen nach ihrem legendären Auftritt im Juni beim »Karibik-Trip« gemeinsam neue Texte. Zwei Ausnahmeköner geben ihr Bestes!

Zudem gibt's dienstags das »Café International«, eine Schreibwerkstatt und noch einige weitere Überraschungen. Genaue Termine und weitere Infos sind auf www.eburg.de zu finden.

kinder schreiben geschichten.

Es gibt Schönschreiben, richtig schreiben und – Geschichten schreiben. Ab jetzt können Kinder einmal pro Woche ihre eigenen Geschichten erfinden. Die Buchhandlung »Tintenherz« hat die erste Kinderschreibwerkstatt in Erfurt ins Leben gerufen und ermöglicht es bis zu dreißig Schülern der dritten bis sechsten Klasse, nach ihren Vorstellungen Geschichten zu erdichten. Der Kinderbuchautor Frank Ruprecht wurde als Dozent gewonnen. Seit dem 16. September schreiben die jungen Autoren nun schon mit seiner Anleitung, seitdem lernen die Kleinen vom Großen und umgekehrt. Jeden Dienstag treffen sie sich in der Moritzschule in der Auenstraße und erfinden Wildes, Schönes, Niedliches oder Unglaubliches. Unterstützt werden sie von der Stadt und dem Bödeker-Kreis, die Moritzschule stellt den Raum zur Verfügung. Diese Schreibwerkstatt ist eine der wenigen

regelmäßig stattfindenden Kinderschreibwerkstätten in ganz Deutschland und die Initiatoren hoffen, über dieses erste gesicherte Jahr hinaus wirksam sein zu können: Durch Fortführung der Schreibwerkstatt oder durch ein Sammelbändchen der Geschichten. Die Nachfrage nach den begrenzten Plätzen ist hoch, so daß es nur noch Restplätze für Schüler der fünften und sechsten Klasse gibt. Alle 11- und 12-Jährigen, die schon immer einmal selbst schreiben wollten, die wilde, schöne, niedliche, unglaubliche Geschichten erfinden und niederschreiben möchten, melden sich unter: 0361/3467753 oder direkt in der Buchhandlung auf der Krämerbrücke.

» E-Mail: buchhandlungtintenherz@arcor.de
» Krämerbrücke 29
» Telefon: 0361/3467753

termine.

- » **27.09.**, 20:00 Uhr, Erfurt, F.R.E.I.-Fläche: Stadtschreiber-Preisverleihung mit Finn-Ole Heinrich, Musik von Kat Frankie, Australien
- » **9.10.**, 20:00 Uhr, Weimar, Galerie Eigenheim: Lilou – die Literaturlounge
- » **19.10.**, 17:00 Uhr, Ziegenrück, Poetenstube: Gerd W. Heyse liest Aphorismen
- » **23.10.**, 20:00 Uhr, Weimar, Thalia-Buchhandlung: Buchpremiere: Nazim Hikmet, Die Namen der Sehnsucht, Nachdichtung von Gisela Kraft
- » **30.10.**, 19:00 Uhr, Greiz, Stadt- und Kreisbibliothek: Wortklang mit Nancy Hüniger, Kai Agthe, FIVA
- » **30.10.**, 20:00 Uhr, Erfurt, Wagenhalle der EVAG, Betriebshof Magdeburger Allee 36: Feridun Zaimoglu liest aus »Liebesbrand«
- » **31.10.**, 20:00 Uhr, Gelmeroda, Neufert-Box, Wechselwirkungen und Wahlverwandtschaften – Maßstab und

Mensch mit Peter Mittmann, Christian Rosenau, Konstantin Popp

- » **31.10./1.11.**, 0:00 Uhr, Erfurt, Schotte-Theater, Spätlese spezial Gruselnacht: Gänsehaut aus Gänsefeder – dazugehöriger Schreibwettbewerb: bis zu fünfseitiger Text zum Thema Grusel; junge-medien-th.de
- » **3.11.**, 20:00 Uhr, Erfurt, Club Centrum: Clemens Meyer: Die Nacht, die Lichter
- » **23.11.**, 15:00 Uhr, Erfurt, Ratsgymnasium: Erwin Grosse: Kinder-Konzert-Lesung
- » **5.12.**, 19:00 Uhr, Erfurt, Kulturhof zum Guldernen Krönbacken, oberes Geschoß: Ausstellungseröffnung »Meerchen« – Grafiken, Malereien, Installationen von Steffi Winkler, Maki Shimizu, Jenny Rosenberg
- 11.12.**, 20:00 Uhr, Weimar, Galerie Eigenheim: Lilou – die Literaturlounge

noch mehrfach schlafen ...

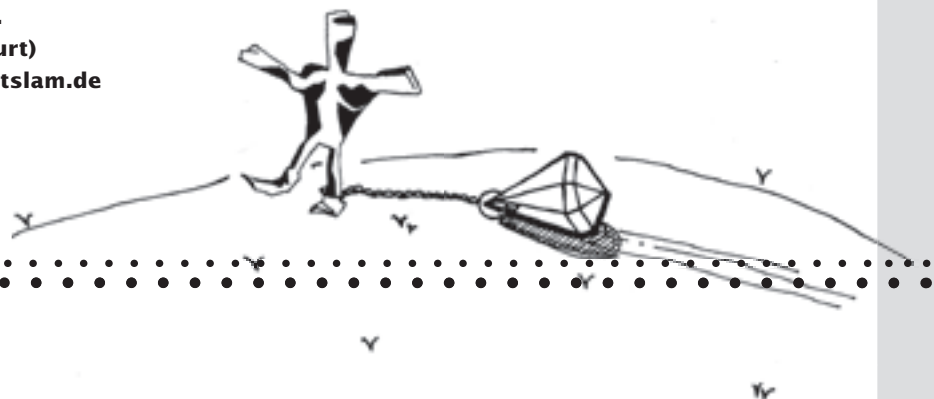
Wenn ein kalter Wind rote Nasen küßt und / Glitzersturm durch budenflankierte Gassen weht, / wenn Drehorgelmusik und Bläsergruppe / gegen Schellenglocke singt / der Geruch von Glühwein das Riechorgan verklebt / und die gezuckerte Stimmung historisch swingt ... sollten Freunde des Poetry Slams ihre Schuhe putzen, um die Wortspielwiese zu betreten, die am 5. Dezember bei Radio F.R.E.I. wieder ausgerollt wird.

erfurtslam. mal drei. Beim 6. erfurtslam treten geladene Live-Poeten und Nutzer des freien Mikrofons gegeneinander an, um das Publikum mit süßen Worten oder peitschenden Texten zeitlos zu verzaubern.

- » **erfurtslamNo.6.mal drei**
- » **am 5. Dezember 2008, Einlaß 21 Uhr**
- » **mit Mc Felix Römer, Frank Klötgen, u.a.**
- » **F.R.E.I.-Fläche (Gotthardtstraße 21, Erfurt)**
- » **Infos und Anmeldung unter www.erfurtslam.de und www.radio-frei.de**

:SLAM:
- EIN ELFCHEN MIT DIAMANT -

STRASSE
ENTLANG ZIEHEN
EIGENE SPUREN SCHREIBEN
KRICKELKRACKEL BLA BLA BLA
BÜHNE



wacht auf verdammte erfurts!

»Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme.« Thomas Morus

Die Landeshauptstadt Thüringens mit 200.000 Einwohnern besitzt einen der am besten erhaltenen und größten mittelalterlichen Stadtkerne Deutschlands mit einem Dom, 25 Kirchen und drei Synagogen. Die Krämerbrücke in der Altstadt ist die längste komplett bebaute und bewohnte Brücke Europas. Daraus schlägt die Stadt verständlicherweise Kapital und schläft dabei ein. Das Mittelalter wird großgeschrieben. Auch die kulturelle Ausrichtung wird hier verortet. Mal Luther, mal Elisabeth, mal Meister Eckehart, mal Napoleon.

Oder das diesjährige Kulturjahresthema: »200 Jahre Erfurter Fürstenkongreß 1808 – 2008«. Anlaß soll ein zu Recht längst vergessener Fürstenkongreß aus dem Jahr 1808 sein, der sich zum 200. Mal jährt. Als Erfurter Fürstenkongreß wird das Zusammentreffen Napoleons I. mit dem russischen Zaren Alexander I. vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 in Erfurt bezeichnet. Wichtigstes Ergebnis des Treffens war die Unterzeichnung eines Bündnisvertrags zwischen Napoleon und Alexander, der später jedoch nicht eingehalten wurde. Außer den beiden Kaisern hatten sich vier Könige, eine Königin, 18 regierende Fürsten und Fürstinnen, sechs Erbprinzen und 24 weitere Prinzen in Erfurt versammelt. Die ganze Riege der damaligen Verantwortlichen für Kriege, Hunger und Unterdrückung. Dieser zu huldigen, ließ sich die Stadt Erfurt einiges kosten. Zum diesjährigen Fürstenkongreß werden mehrere hunderttausend Euro an Fördergeldern ausgegeben. Davon allein 97.100 Euro für die Multimedia-Inszenierung »Versammlung der Geister« am 6. September auf den Domstufen. Für eine Ausstellung mit dem Titel »Feine Leute: Mode und Luxus zur Zeit des Empire« im Erfurter Museum für Thüringer Volkskunde wurden 135.000 Euro Fördergelder eingeplant und für die fünfmonatige Ausstellung »4.000 Jahre Gastgewerbe« im Stadtmuseum wurden 125.000 Euro bereitgestellt. Geplante Höhepunkte der diesjährigen Feierlichkeiten waren die Tage vom 25. bis zum 28. September: 1.300 Menschen in historischen Uniformen aus ganz Europa trafen sich zu einem Biwak auf dem Petersberg. Danach gab es im Erfurter Kaisersaal einen Ball. Die Gäste mußten in historischen Kostümen, Frack oder Ballkleid erscheinen. Im Kaisersaal finden auch sonst kulturell hochkarätige Veranstaltungen statt, wie »Caveman – du sammelst, ich jagen«, »22. Thüringer Hochzeitskleiderball – Ball Mariage«, »DinnerKrimi: Mord an Bord, Mylord!«, »Ü30-

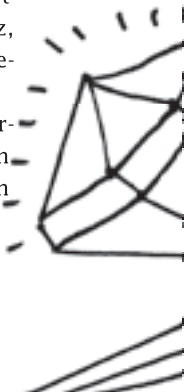
Party – Feiern wie früher«, »Das Fest des Kaisers – Empfang Theater Ball«, »Tanztee mit Gerda Gabriel«, »Draculadinner – Nosferacula/ Der letzte seiner Art«, statt.

Daß der Safe im Rathaus gut gefüllt sein muß, zeigt die Finanzierung des Kaisersaals. Dieser ist eine Kapitalgesellschaft mit Beteiligung der Stadt. Karl-Heinz Kindervater ist Geschäftsführer der Kaisersaal Gastronomie und Veranstaltungen GmbH, und der Leiter der Erfurter Kulturdirektion, Jürgen Bornmann, ist Geschäftsführer der Kaisersaal Erfurt GmbH. Während Kindervaters Gastronomie- und Veranstaltung GmbH jährlich Gewinne einfährt, erhält die Kaisersaal Erfurt GmbH nach dem aktuellen Wirtschaftsplan seit 2006 von der Stadt einen jährlichen Zuschuß in Höhe von 782.400 Euro und hat nach Auskunft der gleichen Aufstellung einen Jahresverlust in Höhe von 1.101.100 Euro.

Was gibt es neben den Ballermann-Jugendlichen der FAM-Meile, Mittelalter-Klamauk und fotografierenden Touristen noch? Bernd das Brot! Diese imposante Jeff-Koons-Skulptur steht neben dem Rathaus und zeigt damit zentral, wo es kulturell in der Stadt Erfurt langgeht. Und Bernd bleibt nicht mehr allein. »Ob Schlösserbrücke und Maus, Fischmarkt und Bernd, Rathausbrücke und Sandmännchen – bald gibt es Sehenswürdigkeiten für alle, von 0 bis 99 Jahren!« hört man sagen. Für alle?

Wir erinnern uns: Im Frühjahr dieses Jahres stellte die Stadt die finanzielle Förderung für das Kunsthhaus ein und dieses kämpft seitdem ums Überleben. Die monatelangen Versuche des ehrenamtlichen Kulturbeigeordneten Karl-Heinz Kindervater, das Kunsthhaus Erfurt durch bürokratische Winkelzüge die in Aussicht gestellte finanziellen Unterstützung seitens der Stadt zu verwehren, halten an. Das von der Künstlerinnengruppe »Exterra XX« gegründete Haus ist seit 1990 ein kontinuierlicher wie seltener Ort für zeitgenössische Kunst in Erfurt. Dort fanden 160 Ausstellungen mit internationalen Künstlern statt. Im Kunsthhaus gibt es nicht nur monatlich wechselnde Ausstellungsprogramme, es fanden auch Lesungen der Bachmann-Preisträger statt und gut besuchte Veranstaltungen zu Themen wie Datenschutz, Überwachungsstaat, Punk in der DDR, Super-8-Filmszene oder zum Umgang mit DDR-Architektur.

Am 11. Juli schloß das Café togo mit einer allerletzten Party seine Räume. Seit November 2004 wurden die Räume des thüringenweit bekannten ehemaligen



Einrichtungshauses Weinreiter von einer Gruppe junger Architekten wieder zum Leben erweckt. Es gab etliche Ausstellungen, Filmabende, Partyabende. In den anderen Etagen des Hauses mieteten Künstler große, preiswerte Ateliers und Wohnungen an. Die in Konkurs gegangene Familie Weinreiter mußte das Haus verkaufen und in der Übergangsphase bis zum Baubeginn wurde aus dem Leerraum ein Freiraum. Jetzt wird es für eine Sanierung mit Erfurter Raufasertapete vorbereitet.

Die Ressource Group gestaltete über Monate hinweg die leerstehenden Schaukästen des geschlossenen Erfurter Schauspielhauses. Im Sommer stellte sie ihre Aktionen im öffentlichen Raum ein und verließ die Stadt Richtung Berlin.

Das Wegbrechen von einzigartigen Orten in der Stadt Erfurt und die Gefahr, daß der Rest auch bald folgt, rüttelte die noch hier lebenden Künstler, Kulturvermittler, Musiker, Medienarbeiter und kritischen Kulturinteressierten auf. Dazu kam dann noch die Verreibung der Punks von ihrem seit 25 Jahren gepflegten Treffpunkt hinter der Krämerbrücke mittels einer neuen Stadtverordnung. Danach sind schon drei Personen, die öffentlich Alkohol trinken, eine kriminelle Vereinigung. Um dieses Verbot durchzusetzen, wurden extra Ordnungshüter eingestellt, dessen Gehalt die bisherige jährliche finanzielle Unterstützung für das Kunsthaus weit überschreitet.

Nun reicht's! Es muß etwas passieren, sonst verlassen alle Kreativen die Stadt. Überregionale mediale Berichterstattung und ein Offener Brief an den Erfurter Oberbürgermeister Andreas Bausewein waren der Anfang. Dort wurde er aufgefordert, sich für die weitere städtische Unterstützung des Kunsthauses einzusetzen und ein neues Kulturkonzept für zeitgenössische Kunst und Kultur einzuleiten. Dazu soll ein Kunst- und Kulturkongreß einberufen werden, bei dem der Rat der Kulturschaffenden eingeholt werden soll, die auf langjährige, erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet der Kultur und Kunst verweisen können und somit einen kreativen Schatz für jede Stadt darstellen. Ende August wurde dem Oberbür-

germeister der Offene Brief »Für eine Kulturhauptstadt Erfurt« übergeben. Diesen haben 650 Menschen aus Erfurt, dem In- und Ausland unterzeichnet.

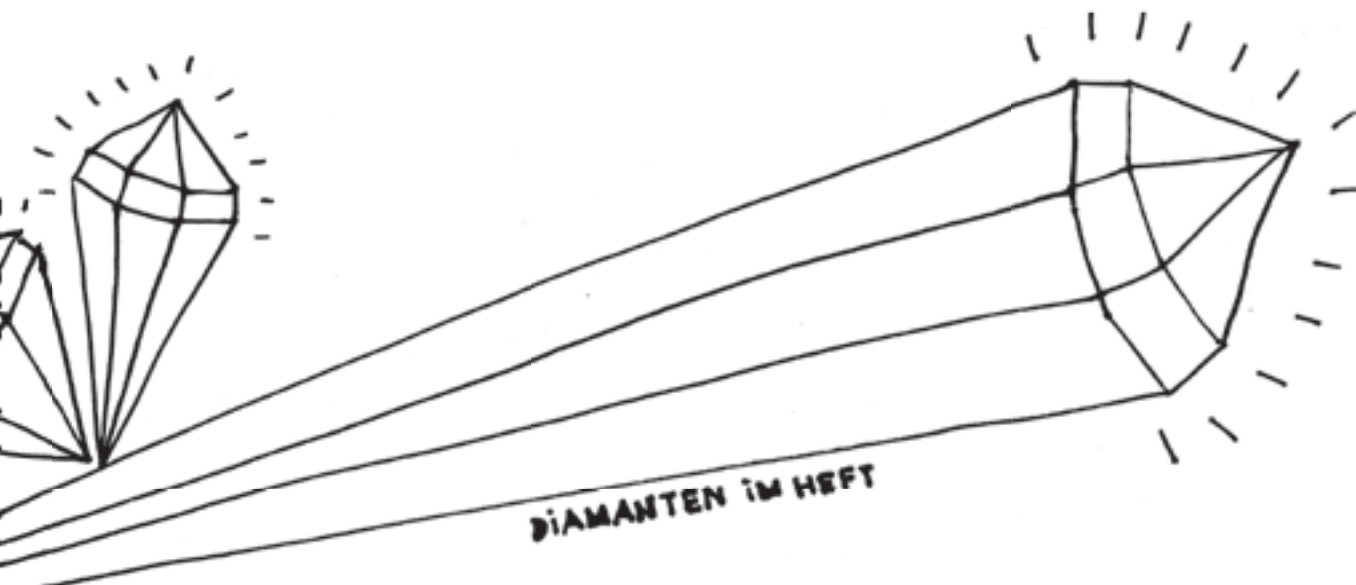
Wenn die Stadt nicht die Initiative ergreift, muß ein Kongreß ohne Einbeziehung der Parteien von der kulturellen Basis durchgeführt werden. Das Spektrum soll von Kulturarbeitern, Theaterinitiativen, Musikern, Medienprojekten, kritischen Wissenschaftlern und Architekten bis zu Gruppen alternativer Lebens- und Arbeitsentwürfe reichen. Allen gemein ist das Bekenntnis zu aktuellen, zeitgenössischen, nach vorne gerichteten Bestrebungen, die Kunst und Kultur in Erfurt mitzugestalten. Es sollen »Wächterhäuser«, Modelle alternativer Finanzierung, Netzwerke und das Einfordern von Rahmenbedingungen diskutiert werden.

Zusammen etwas machen, war auch der Beweggrund des »Weggelages«, das am 20. September stattfand. Im Kaffee Hilgenfeld, in Le Bar, über Orte in der Pergamentergasse, im Kunsthaus bis zum Plattenladen Woodstock fanden Konzerte, Lesungen und DJ-Auftritte statt. Es gab erste Aktionen um gegen das Versammlungsverbot von Punks und alternativer Jugendlicher in der Altstadt zu protestieren. Das Radio F.R.E.I. thematisiert seit Wochen die kulturelle Brache in Erfurt und stellt die Frage: Wem gehört die Stadt? Auch die beiden Parteien links der konservativen Mitte erkennen die Probleme und beteiligen sich an Diskussionsveranstaltungen und stehen für Interviews gerne zur Verfügung.

Einen Schritt zur lustvollen Koordinierung macht der am 26. September gegründete Klub 500. In einem Manifest wurde Forderungen und Aufgaben formuliert. Der Klub 500 vereint Künstler, Kulturschaffende und Kunstinteressierte mit dem Ziel, zeitgenössische Kunst und Kultur zu fördern. Er versteht sich als Netzwerk, Plattform des Austausches und Lobby.

Jetzt heißt es, nicht nachlassen. Auf in den heißen Herbst!

Dirk Teschner



ein schritt aus der provinzialität.

Angesichts der aktuellen Debatte zum »Kulturstandort Erfurt« sprach hEFt mit drei Aktivisten aus der Kunst- und Kulturszene.



Thomas Schmidt «
Selbstständiger Architekt und Mitbetreiber des café togo



Karsten Kunert «
Bildender Künstler und im Vorstand des VBK Thüringen e.V.



Andie Welskop «
Zughafen-Künstler-Netzwerk, Management Clueso

Wie nehmt ihr die aktuelle Diskussion über Kunst und Kultur in Erfurt wahr? Wie ist Eurer Meinung nach der Nährboden für alternative bzw. avantgardistische Kunst in der Stadt?

Thomas Schmidt: Also ich finde es gut, daß überhaupt erst mal eine Diskussion in Gang kommt. Die Schließung des café togo zum Beispiel hat jetzt nichts mit irgendwelchen Fördergeldern zu tun, aber das hat vielleicht ein bißchen bewußt gemacht, daß irgendetwas in der Stadt fehlt. Ich sehe diese Diskussion als ganz große Chance, daß sich alle, die in der Kulturszene tätig sind, ob als Künstler, als Kulturschaffende oder als Kunstinteressierte, zusammenfinden, Schranken und Vorbehalte überwinden, die oft mit den schmalen Fördermöglichkeiten zu tun haben, und Perspektiven entwickeln.

Karsten Kunert: Wenn die Oma die ganze Zeit in der Familie da war und dann stirbt, merkt man plötzlich, was die Oma geleistet hat. Muß immer erst etwas kaputt gehen, damit man merkt, daß das Kind in den Brunnen gefallen ist? Wenn man fragt, wie der Nährboden hier in Erfurt ist, dann muß man auch fragen:

Was wird denn gewollt? Und wenn man natürlich einen Kulturbeigeordneten hat, der Chef des Kaisersaals ist und selbst mit dem Dreispitz rumrennt, dann kann man nur sagen: Na gut, dann liegt eben der Schwerpunkt auf einem Fürstenkongreß, der vor 200 Jahren stattfand, also rückwärtsgewandt.

Andie Welskop: Wir als Zughafen nehmen relativ wenig wahr, weil wir viel unterwegs und eher überregional strukturiert sind. Wir gehören eigentlich gar nicht richtig zur Stadt. Die Dinge, die wir gemacht haben hier in der Stadt, die haben uns auch in den letzten Jahren gezeigt, daß es wahnsinnig schwierig ist, Kultur und Kunst, die nicht schon bekannt ist, zu etablieren. Da zahlst du immer drauf. Ich bin jetzt sechs Jahre hier, ich fühle mich wahnsinnig wohl, aber nur, weil ich nicht auf die Stadt angewiesen bin. Denn das kulturelle Klima in der Stadt finde ich nicht besonders gut für innovative Projekte.

Ist das eine Folge der Erfurter Kulturpolitik der letzten Jahrzehnte? Nehmen wir die Jahresthemen der Stadt: Luther, Bauhaus, Elisabeth ... The-

men, die ausschließlich auf die Vergangenheit verweisen.

Karsten: Das hast du ja 2007 beim Elisabeth-Jahr gemerkt, was alles umgeschmiedet und Elisabeth wurde, bei einer Quellenlage von elf Seiten. Das war erstaunlich. Jetzt wird das alles auf Bauhaus umgeschrieben und derzeit gibt's den Fürstenkongreß und jeder setzt einen Dreispitz auf.

Hat sich da ein Klima entwickelt, in dem man nicht so offen ist für Neues und Zeitgenössisches?

Andie: Ja, ich denke schon. In Jena ist das zum Beispiel ganz anders. Das hat auch damit zu tun, daß es viel mehr Studenten in der Stadt gibt. Mein erster Eindruck von Thüringen nach der Wende war das alternative Kulturzentrum Kassablanca in Jena. Die haben sich auch durchgebissen mit einem Mix aus öffentlicher und Einnahmen aus dem Veranstaltungsbetrieb. Der Jugenddezernent ist jemand, der sich dafür eingesetzt hat, trotz vieler Gegner.

Karsten: Natürlich ist das ein Riesenmangel, daß die Studenten fehlen. Erfurt war immer eine Bürgerstadt, es gibt keine große Industrie, es gab keinen Hof, kein Hoftheater. Da brauchst du bloß bis Weimar fahren, dann siehst du schon den Unterschied. Und wenn du hier aufwächst, dann bist du noch am Gymnasium und dann mußt du eigentlich weg – und die meisten gehen auch weg. Ich bin mit 18 weg und nach 22 Jahren wiedergekommen. Natürlich auch mit Euphorie, und ich merke auch, daß dieses Loch da ist, im Vergleich zu anderen Städten. Die Erfurter Uni ist im Grunde nicht sichtbar und die Studenten sind marginal, sie tragen keine Jugend – und auch keine Kulturszene.

Thomas: Ich glaube, die geringen Studentenzahlen sind ein Grund. Aber wenn jahrelang das Niveau sehr niedrig gehalten wird, schleift sich so eine Lethargie ein. Wenn ich als Konsument den Horizont betrachte, und mein Horizont ist sehr tief, dann freue ich mich über jede kleine Spitze.

Karsten: Ich glaube, daß diese Ödnis der Niederungen hier ziemlich tief ist. Also du mußt sehr, sehr viel und sehr, sehr langsam aufbauen. Mein Vater hat das hier nach dem Krieg bis in die 1980er mit der Kammermusik gemacht. Das war ganz schwer. Die Leute sind zuerst rausgerannt, wenn es irgendwie atonal wurde. Aber du kannst ein Publikum eben auch erziehen. Das ist ein langer Prozeß. Nur wer hat hier und heute noch den langen Atem?

Wie war das beim Zughafen, als ihr angefangen habt?

Andie: Das war wahnsinnig schwer. Und wäre die Kulturstiftung des Bundes nicht gewesen, wären wir pleite gegangen. Wir haben über Jahre versucht, hier ein Netzwerk für Künstler und Dienstleister aufzubauen. Und wir haben Künstler von Null aufgebaut.

Ein Beispiel dafür sind jetzt Makabu, aber auch Clue – so war so ein Thema, allerdings bevor ich nach Erfurt gekommen bin. So sehe ich die Zukunft, daß man viel mehr in solche kleinen Strukturen investiert, ganz gezielt, und Leuten eine Chance und eine Motivation gibt, hier zu bleiben.

Thomas: Wir leben nicht in so einer kleinen Hutschikutschi-Welt, wo alle schunkeln und ein Lächeln auf dem Gesicht haben. Wir haben eine Mittelalterhülle, dann stehen da Kinderkanal-Figuren. Daß man das aber jetzt so in den Vordergrund stellt, finde ich doch ganz merkwürdig. Es wäre gut, wenn da ein gewisser Pluralismus vorhanden wäre, aber der ist nicht da. Das funktioniert alles sehr einseitig, in eine Richtung. Sehr provinziell.

Andie: Es ist der Schritt aus der Provinzialität, das ist der Punkt, woran Kids auch festmachen, ob sie in Erfurt bleiben oder nicht. Oder ob sie wieder zurückkehren wollen, eine Chance für sich sehen, eine Entwicklung, einen kulturellen Anreiz.

Thomas: Die Stadt hat sich jahrelang auf das verlassen, was da ist. Gerade nach der Wende, mit den beginnenden Sanierungen in der Innenstadt. Da haben sie gesagt: Okay, das zieht jetzt bei den Touristen, Mittelalter und geschlossener Stadtkern. Jetzt ist es saniert und wird zur Kulisse, ein Potemkinsches Dorf. Die Endkonsequenz ist dann das Verbot von Alkohol in der Innenstadt.

Karsten: Genau, das ist Kulisse. Wie Rothenburg ob der Tauber.

Thomas: Die Busse kommen an, die Touristen in Kaki-Klamotten werden ausgespuckt, machen ihre Runde, steigen wieder ein. Das Bild ist total heil. Kein Punk mehr da, keiner trinkt, keiner fällt auf, kein Bettler, nichts. Und ich glaube, das muß man durchbrechen. Die Stadt muß begreifen, daß auch das Mittelalter mal neu war. Auch das Renaissance-Haus auf dem Fischmarkt war mal Avantgarde, ein Schock für die Leute.

Dabei wären die Möglichkeiten für diese Avantgarde sicher auch gegenwärtig vorhanden.

Thomas: Ja. Da braucht man sich nur mal die Achse Erfurt-Weimar-Jena anschauen. Wir haben hier im Abstand von je 20 Kilometer drei Städte. Erfurt ist Landeshauptstadt, Weimar ist Kulturhauptstadt, Jena Stadt der Wissenschaften – so die offiziellen Titel. Eine Großstadt, geteilt in drei Städte, mit eigenen Schwerpunkten. Wenn man das zusammenzählt, ergeben das mit Umland 350.000 Einwohnern und ca. 60.000 Studenten. Wenn man jetzt diese Strukturen stärker miteinander verbinden würde. Das fängt an beim öffentlichen Nahverkehr und hört beim Reden über Theater auf. Wir sind noch extrem in der Kleinstaaterei gefangen.

Andie: Da hast du aber auch Befindlichkeiten Jena-Erfurt. Keiner geht aus Jena zu einer Party nach

Erfurt. Wir gehen schon nach Jena ins Kassablanca zu Konzerten, aber wenn ein Abramowitsch käme und versuchen würde, aus Rot-Weiß und Carl Zeiss einen Verein zu machen, das würde nicht funktionieren. Aber wenn Erfurt den Schritt aus der Provinzialität schafft und sich öffnet, dann werden auch sofort Leute aus Jena kommen. Das ist ein Maßstab, den man ruhig anlegen kann. Die Leute kommen nämlich deshalb nicht, weil hier der Innovationsfaktor nahezu Null ist. Und ab Faktor 20 kommen sie erst. Wir haben ja die Möglichkeiten. Es ist soviel Raum, soviel Hardware hier, das ist Wahnsinn.

Wo kann da ein Korrektiv sein, wenn in der Stadtverwaltung Bürokraten sitzen, die Entscheidungen nach Aktenlage treffen und keine Visionen entwickeln?

Karsten: Schwierig. Das wird ja auch parteipolitisch zerrieben. Schon bei einem einfachen Kindergartenneubau in der Espachstraße sind plötzlich alle Fraktionen dort und binden sich das als parteipolitisches Werbeplakat für ihren Wahlkampf ans Heftchen.

Andie: Ich sehe das auch so. Aber die Stadt muß trotzdem was tun. Vielleicht so eine Art Plenum, um zu diskutieren, um Sachen zu hören, um zu wissen, was gerade in der Stadt passiert. Warum gibt es eine Bannmeile? Warum wollen die Jugendlichen weg? Was sind die Zusammenhänge? Was will die Stadt in Zukunft? Will sie wirklich immer wieder Leute zurückholen, anstatt sie gleich hier zu halten? Erziehung in Kunst und Kultur, da müssen Visionen da sein.

Karsten: Aber das ist ja nicht wählerwirksam. Wählerwirksam ist, wenn auf der EGA ein Medienzentrum aufgebaut wird und man plötzlich denkt, man kann vom riesigen WDR Filmproduktionen für den Kinderkanal abziehen. Dann wird da mit wahnsinnig viel Geld den Leuten, die kommerziell arbeiten, so eine Halle hin geschossen. Und jetzt will man plötzlich Medienstadt werden und freut sich, wenn ein blauer Elefant auf dem Anger rumsteht. Das ist doch grauenhaft! Natürlich muß man Visionen haben, die haben auch Visionen. Aber dahinter steht immer auch eine Macht, die das durchsetzen möchte, die nämlich auch mächtig viel Geld damit verdient.

Andie: Obwohl wir im Moment natürlich auch eine ganz interessante Situation haben. Die CDU sitzt nicht mehr so fest im Sattel, wie die letzten zehn Jahre. Und jetzt, wo die Machtverhältnisse nicht mehr so klar sind, da kann man das auch als Chance begreifen. Das ist ja auch ein Umbruch: Altersumbruch, Politikumbruch, Strukturumbruch im Sinne von Finanzierung und Förderung. Und dann die Bannmeile: die Jugendlichen lassen sich das nicht gefallen und machen Aktionen. Also ich hätte jetzt auch Bock, mit einer Bierflasche über den Anger zu laufen. Früher wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen.

Thomas: Gut, die eine Seite ist natürlich jetzt die politische Ebene, wo Sachen entschieden werden, im Stadtrat und so weiter. Das ist aber eine Sache, die nur sehr langfristig zu ändern ist. Also ich denke immer, eine Stadtverwaltung ist ein riesiger Tanker, und der fährt geradeaus. Dann wird am Ruder gedreht und dann fährt der erst mal noch zehn Jahre lang geradeaus, bis er irgendwann ganz leicht abbiegt. Und deshalb ist es viel wichtiger, Strukturen zu finden, die völlig unabhängig von einer finanziellen Förderung sind und entstehen. Und eine Stadt kann auch fördern, indem sie Sachen ideell unterstützt.

Gab es in Sachen ideeller Förderung schon mal Angebote seitens der Stadt? Oder habt ihr nachgefragt?

Andie: Es gibt ganz wenige Leute in der Stadt, die völlig unbürokratisch versucht haben, unbar – also ohne finanzielle Mittel – zu fördern. Die haben gesagt, das kriegen wir irgendwie hin, ich rufe mal den an, mit dem kann man reden. Dahin müßte man eigentlich kommen, daß man ein paar Leuchttürme in der Verwaltung hat. Wir waren jetzt zum Beispiel in Friedrichshafen am Bodensee beim Kulturufer-Festival. Das macht die Stadt in Mischfinanzierung. Da macht der Jugendamtsleiter das Catering und kocht selber. Eine super Atmosphäre und die Stadt steht dahinter. Die kämpfen darum, daß das bleibt, trotz der ganzen Anwohnerbeschwerden und bornierter Bodensee-Touristen, die natürlich lieber nur Cafés und Torte wollen, anstatt der Jugendlichen und ihrer lauten Musik.

Thomas: Ein großes Problem ist auch der Stellenwert von Kultur in der Gesellschaft. Die Erfahrung haben wir auch ganz oft gemacht. Wir haben ja viele Veranstaltungen ohne Eintritt gemacht, manchmal aber auch zwei, drei Euro genommen. Da mußte ich oft diskutieren mit den Menschen. Die sind dann rein gegangen, haben zehn Bier getrunken, was dann überhaupt kein Thema war. Das Bewußtsein ist manchmal auch bei den Konsumenten ein bißchen verschoben und natürlich auch bei der Stadt. Die Stadt begreift meines Erachtens die Kultur viel zu oft als reinen Wirtschaftsfaktor. Kunst kann natürlich nicht nur am Tropf hängen, das finde ich auch ganz wichtig. Aber man kann auch nicht alles betriebswirtschaftlich betrachten.

Karsten: Kunst war nie gewinnbringend und wird sich nie alleine tragen. Sie ist immer auf Förderung angewiesen. Ob das beim alten Fürsten war, in der DDR oder jetzt.

Thomas: Aber es kann, zum Beispiel, Förderung geben, die am Anfang unterstützt, die Bürgschaften übernimmt für Kredite. Wir wissen ja alle, wie das ist, wenn Leute wie du und ich zur Bank gehen. Dann sagen die, das machen wir niemals. Aber wenn dann jemand da ist, der die Bürgschaft übernimmt, dann

wäre das Risiko für die Leute, die was machen wollen natürlich viel geringer und der Schritt viel einfacher.

Andie: Oder wir als Zughafen fördern beispielsweise auch Künstler, die können hier rein, die zahlen keine Miete, zahlen ein bißchen Nebenkosten und bekommen auch was zu essen. Wir haben ja ein Küche hier und kochen selber. Das ist sowas wie ein Stipendium. Das ist der Grund, warum hier zwei, drei Leute in Erfurt sind, die sonst in Weimar, Jena, Leipzig oder anderswo wären. Das ist automatisch ein Inspirationsherd für Kultur, da brauchst du gar nichts weiter machen. Es müßte eigentlich so ein Künstlerbüro in der Stadt geben, wo jemand sitzt, der Problemmanagement macht.

Karsten: So eine Art Bürgerkulturpolizist.

Andie: Ein Kulturattaché, der auch eine bestimmte Macht hat und zu Bausewein geht und sagt, es gibt die und die Probleme. Daß praktisch sowas ungefiltert da hin kommt.

Karsten: Verbunden mit einem Anschubtopf, wo ich hingehen kann und sagen: Ich hab 'ne Band und brauche jetzt einen Kredit, oder: ich bin ein junger Künstler und hab einen Auftrag abgefischt und muß für einen Bronzeguß mal 10.000 vorschießen. Warum gibt es nicht so einen Fond? Im Verband bildender Künstler haben wir so was aufgebaut – wenn jemand mal abklappt, kann er sich da etwas Geld leihen. Aber es müßte bei der Stadt Erfurt so etwas geben.

Andie: Aber darüber wird gar nicht diskutiert. Es gibt keine Ebene, wo man sich mal zusammensetzt, wo Stipendien vergeben werden können und Töpfe da sind – die müssen ja nicht alle aus der Stadt kommen, da gibt es Privatleute, die da was dazugeben würden. Und da gibt es Kulturstiftungen. Ich denke, die würden für so eine Idee sofort was locker machen, um in der Stadt etwas zu bewegen. Bei neuen Ideen gibt es immer auch neue Geber. Es gibt aber auch Dinge, die man sofort umsetzen könnte, z.B. an allen Fenstern der Stadtverwaltung Plakate für nichtkommerzielle kleine Veranstaltungen anbringen. Das wäre einfach und würde niemanden stören.

Karsten: Aber da muß man eben wahrscheinlich auch Kulturbürokraten entmachten, wenn die nicht so-

wieso schon in Rente gehen.

Andie: Oder die wenigen guten, die es gibt, mit mehr Macht und Handlungsspielraum ausstatten. Und vielleicht diese Stelle eines Kulturbeauftragten schaffen. Und wir haben ja auch Macht, jeder. Und Künstler, wie Clueso, für die sich plötzlich Politiker interessieren. Und wenn man sagt, wir sehen die Zukunft nicht in der Vergangenheit, sondern tatsächlich in der Zukunft, dann wäre so eine Stelle, die Kultur managet, von jemandem aus der Kultur, der auch anerkannt ist, genau das Richtige.

Das waren jetzt mehrere Ideen. Außerdem ist ein Kulturkongreß im Herbst im Gespräch. Auch ein »Klub 500« soll gegründet werden. Was hat es damit auf sich?

Thomas: Es gibt ja die Aussage von Herrn Kindervater, daß die Stadt viele Hunderte Euro für diese alternativen Projekte ausgegeben hätte, die aber nur einen kleinen Kreis interessieren. Jemand hat dann eine Zahl von 500 Leuten genannt. Daraufhin gab es die Idee, einen »Klub 500« zu gründen: eine Lobby für Kulturinteressierte mit einer offenen Struktur, ohne Vorstand und Kassenwart. Ein Netzwerk, in dem sich die Leute austauschen können, wo es Konzerte, Parties und Ausstellungen gibt. Jeder macht ja etwas und hat seine Erfahrungen, man trifft sich aber nicht, weil Erfurt ja szenemäßig sehr geteilt ist und selten übergreifend gedacht und gehandelt wird. Die Basis dafür ist die Unterschriftenliste zum offenen Brief für eine Kulturhauptstadt Erfurt, in dem unter anderem auch der Kunst- und Kulturkongreß gefordert wird. Dort hat ein ganz breites Spektrum von Leuten unterschrieben: von Studierenden über Künstler bis hin zu Professoren. Ein Anfang ist gemacht.

Ein schönes Schlußwort. Danke für das Gespräch.

» [Manifest Klub 500 siehe Seite 30]

Das Interview führten Thomas Putz und Alexander Platz.



kultur ist zeitverschwendung. na und?

Von Tobias Brüwer



Der Konflikt zwischen der Kultur des Neuen und der Unterhaltungskultur ist stets hochexplosiv; er ist der Kampf der Kultur mit sich selbst.

Umberto Eco

Was kann und soll Kultur? Welchen Beitrag zu Fortschritt und Wohlstand leistet sie? Solcherlei Fragen sehen sich jene permanent ausgesetzt, die der Kultur das Wort reden. Und sie haben so ihre Schwierigkeiten, den Mehrwert von Theater, Arthouse oder Videoinstallationen aufzuzählen. Denn augenscheinlich ist Kultur unnütz, bloße Zeitverschwendung. Vielleicht muß sie es sein?

Bereits bei der Frage nach dem Begriff scheiden sich die Geister. Es ist erstaunlich, was alles unter diesem Titel firmiert. Man redet von Kulturgütern und Unternehmenskultur, Cafékultur und Kulturbeutel; von Kulturbetrieb und -industrie ganz zu schweigen. Kultur bricht sich an jeder Ecke und auf allen Kanälen Bahn, hat selbst die alltäglichen Verrichtungen durchdrungen. Gibt es überhaupt noch einen Bereich der »Unkultur«? Wenn jedoch alles Kultur ist, warum sich um diese sorgen? Zielt dann nicht die Frage nach ihrem Zweck ins Leere?

Die vorrangig aus ökonomischer Perspektive formulierte Kultur-Kritik meint nicht die leicht konsumierbaren Kulturgüter. Nicht Bestseller und Blockbuster stehen unter Rechtfertigungszwang, sondern kulturelle Nischenexistenzen: die Orte sperriger Literatur, enigmatischer Theaterinszenierungen, abstrakter Kunst. Landläufig in Zweifel gezogen, sind aber gerade sie zu verteidigen. Es gilt nicht, einen Kulturkampf um den reinen Begriff auszufechten. Die puristische Bestimmung, die Kultur nur als elitäres Gedankenspiel auffaßt, taugt ohnehin wenig. Natürlich gibt es Populärkultur, und genügend Beispiele für diese »Hochkultur« wie für gute Unterhaltung. Zwischen Kultur und Kitsch ist weder leicht, noch einheitlich zu unterscheiden. Kultur lebt häufig vom Grenzgang. Man muß allerdings nicht erst Arte schauen, um einzusehen, daß der Kulturbegriff sehr wohl mehr umfaßt als Musicals vor sakraler Kulisse oder Comedy im historischen Ballhaus. Nichts gegen Entertainment: Aber es darf auch mal ein bißchen mehr sein als Kommerz, Konsum und Konfektionsware. Natürlich findet kulturelles Leben in der Freizeit statt, ist mitunter Zerstreuung und Vergnügen. Ihre Aufgabe ist aber mitnichten

die Ablenkung von Berufsalltag oder sozialer Mißlage. Sie ist kein Sicherungsmedium von Produktions- und Arbeitskraft, steht nicht im Dienste der Regeneration der ArbeitnehmerInnen, wie es von kulturpolitischer Seite oft formuliert wird. Kultur läßt sich nicht am Bruttosozialprodukt messen, nach Soll und Haben kalkulieren. Spielen ökonomische Aspekte stets eine gewisse Rolle, so darf die wirtschaftliche Perspektive weder die alleinige, noch die dominante sein. Die Frage nach Nutzen und geldwertem Vorteil von Kultur ist nicht nur schief gestellt, sondern schlichtweg anmaßend. Die Kategorie der Nützlichkeit unterliegt der ökonomischen Brille, die hier gar keinen Platz hat. Man befragt die Betriebswirtschaft schließlich auch nicht nach Schönerem oder Erhabenem.

Vielleicht läßt sich Kultur am besten im althergebrachten Sinn verstehen, nämlich als Geistes- und Gemütpflege. Bewußt vage gefaßt, findet allerlei Platz unter diesem Dach, ohne alles als kulturelle Form ansehen zu müssen. Kulturelle Betätigung gestaltet sich demnach als geistiges Wachhalten, als Eröffnung gedanklicher Spielräume und Möglichkeiten der Kritik. So gesehen ist Kultur kein einigendes Band, sondern eine Vielfalt von Gestalten und Differenzen, weshalb es unsinnig ist, kulturelle Formen gegeneinander auszuspielen, etwa Sonette gegen Comic Strips, oder Ariens gegen Punk-Rock antreten zu lassen. In der Frage nach der Kultur sind weder intellektuelles Standesdünkel, noch naive Gleichmacherei eines »das verstehen wenigstens alle« angebracht. Natürlich gibt es viele Formen von Kultur, die je nach persönlichem Gusto primitiv oder abgehoben sind, oberflächlich oder subversiv-gefährlich. Genau hierin steckt das Potential von Kultur. Die Kämpfe zwischen den verschiedenen Kulturformen und -niveaus sind gerade nicht beizulegen, sie gehören dazu. In der Auseinandersetzung von Avantgarde und Massengeschmack zeigt sich Kultur selbst auch als Kultur-Kritik.

Eine solche entzündet sich völlig zu Recht am Leuchtturmprinzip derzeitiger Kulturpolitik, die einige wenige Institutionen ausgiebig finanziert und alle anderen mehr als stiefmütterlich behandelt. Dem liegt die politische Hoffnung zugrunde, daß Kultur nur ihrem Manipulationsbereich obliegt. Sie wird hier als strategisches Instrument verstanden, um einen Standort zu sichern, Menschen zu beruhigen und im gemeinschaftlichen Wir-Gefühl das Individuum aufzu-

heben. Deshalb bereiten Massen- und Eventkultur, obwohl sicherlich nette Zeitvertreibe, einiges Unbehagen.

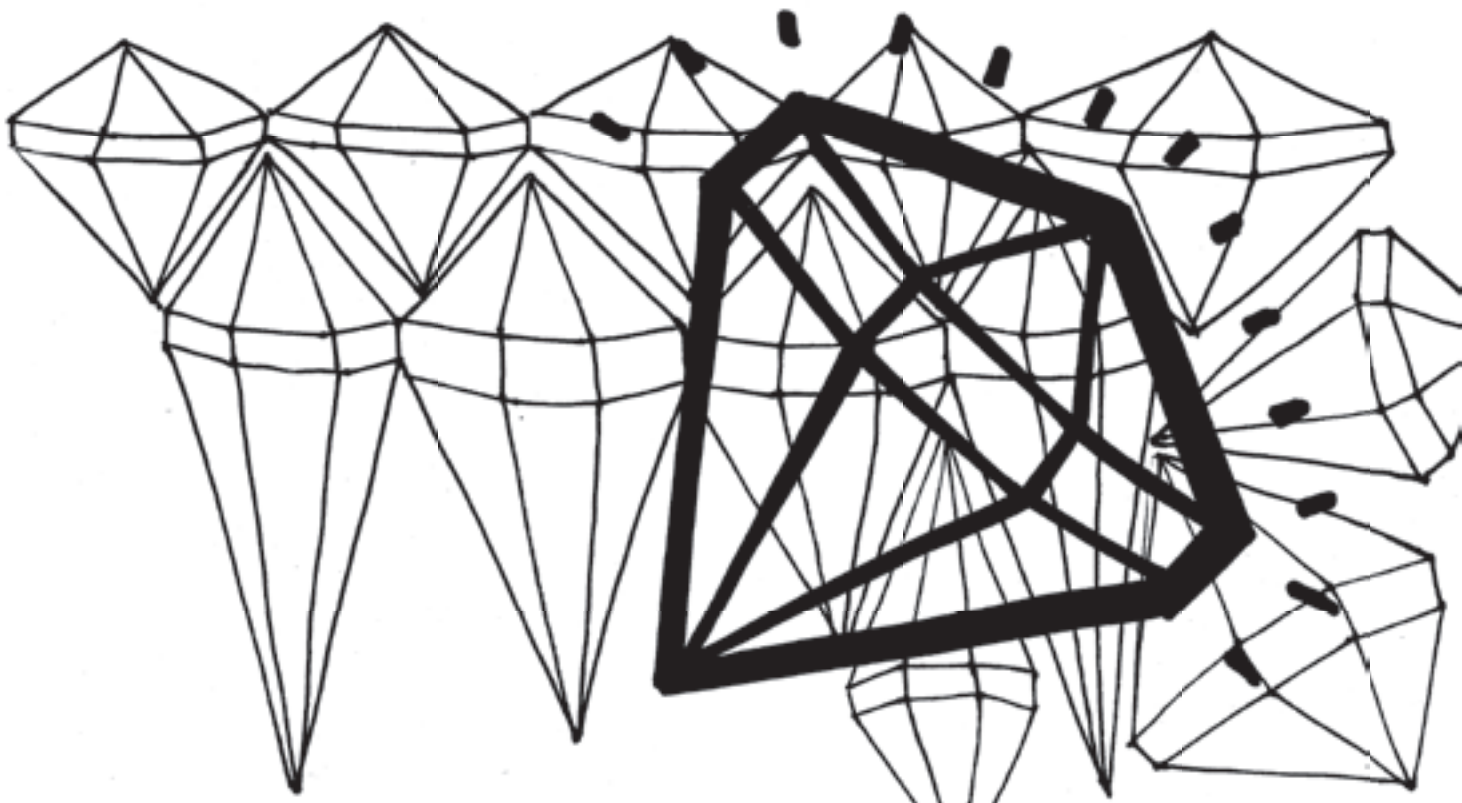
Dabei betrifft Kultur in ihrer Wirkung den einzelnen Menschen. Sie bildet, indem sie es ermöglicht, sich zur Welt und zu sich selbst ins Verhältnis zu setzen. Sie spricht die Unterschiede an, hilft, diese zu erkennen, mit ihnen zu leben, Konflikte zu ertragen. Gerade weil die Gesellschaft von sich ergänzenden und widersprechenden Differenzen durchzogen ist, zielt auch die unsägliche Debatte um eine deutsche Leitkultur ins Leere. Solchen Indoktrinationsversuchen steht Kultur nicht nur fremd, sondern feindselig gegenüber. Eine Kulturform für alle zu entwerfen, bedeutet nichts anderes, als eine Zwangsjacke zu schneiden. Die Formen benötigen auch keine Mehrheit, eine Mehrheit aber braucht es für die Vielfalt der kulturellen Lebensformen; für amateurhafte und professionelle Kultur, die besinnliche, entsinnlichende und schönegeistige, schmutzige, tiefe und flache, die zarte und die derbe.

Die Betrachtung der Wirklichkeit durch das Spiel kultureller Formen bedeutet immer auch eine Infragestellung des Gegebenen. Kultur hält den Spiegel vor, sie ist ein Barometer mit Möglichkeitssinn, spielt auch gegen das Vergessen. Das Kulturelle ist der Ort der Verhandlung von sinnstiftenden, das Leben betreffenden Fragen. Das heißt natürlich nicht, daß ein Musikstück die Welt erklärt oder ein Theaterbesuch Nazis den Boden abgräbt. Kulturelle Institutionen sind weder pädagogische, noch moralische Anstalten und Kultur ist keine Sozialarbeit. Hier können aber Fragen aufgeworfen werden. Kultur weitet das Gesichtsfeld, kann in einem Sinne die Wirklichkeit sprengen, in-

dem sie Gegenwelten entwirft und Neuem Ausdruck verschafft. Sie bietet alternative Blicke auf unsere Lebenszusammenhänge, entdeckt ungekannte Horizonte, schärft die Urteilskraft. So muß kulturelle Arbeit den Mächtigen zuweilen verdächtig erscheinen. Ihr Eigensinn macht sie auch lästig. Hierin gründet das Paradoxon der Kultur: Sie stellt Autoritäten und Institutionen infrage, von denen sie zum Teil finanziell abhängt. Aber solche Narrenfreiheit muß erlaubt sein, stellt dies doch ein wichtiges Element von Kultur dar, das zu verteidigen ist.

Ja, Kultur ist Zeitverschwendung, unnütz und nicht verwertbar. Na und? Sie hält die Balance zum haushaltenden Weltbild der Effizienz, in welchem Zeit sprichwörtlich Geld ist. Sie verweigert sich der Phantasielosigkeit von Abakus und Rechenschieber, ist kontra-produktiv. Im übrigen übersieht die Frage nach dem Wozu der Kultur ihre eigene Naivität, nimmt sie doch an, Kultur sei mir nichts dir nichts abzuschaffen. Viel spannender ist doch zu fragen: »Was ohne Kultur?« Was ohne Tagträumereien und verschwenderisches Schwelgen? Was soll das für ein Mensch sein, der sich nicht auf die Welt einlassen kann, sich keine Zeit nimmt für das Spielerische, keine Fragen stellt? Ganz selbstbewußt also sollte sich Kultur verstehen lassen als »souveräne Zeitverschwendung«, so wie es Wilhelm Genazino in Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman beschreibt:

»Ich durfte mich zu meinem Leben als ein Lauschender verhalten. Ich durfte so lange in die Wirklichkeit hineinhören und hineinsehen, wie ich nur wollte.«



ich war erfurt:

Martin Pleiss, »End Pilot Festival«, Dresden:

Ein Kommentar, den man öfter von Exil-Erfurtern zu hören bekommt, ist kennzeichnend. So neulich im Zug, eine Studentin zu mir: »Ist ja 'ne tolle Stadt, aber ich könnte nicht in Erfurt bleiben, ne jetzt. Könnte ich einfach nicht. Immer so die Standardsachen.« Und genau diese Wand aus totem Material, ohne Inhalt, das verbale Blocken und Abfertigen herrscht hier vor. Als wir 2005 anfangen, unser »End Pilot Festival« zu organisieren, passierte das aus dem Wunsch, ein Loch zu füllen, welches eigentlich eine ganze Landschaft unter Null war. Inzwischen geht es mehr um diese zähe Leere über dem Loch, dieses »Für euch gibt's hier eh kein Publikum« und jenes »Das wird doch sowieso nicht unterstützt«. Die fehlende Aktivität, der ständige Pessimismus und Pragmatismus treiben einen davon, nehmen einem die Motivation. Mit Verlusten wird man fertig, mit einem resignierenden Umfeld eher nicht, vor allem, wenn man als Neuling vor den verstreuten und eigenbrötlerischen Einzelprojekten steht, einer Szene, die nicht mehr die Leute sieht, für die sie produziert. Obwohl unser Projekt selber wirkliches Glück hatte, sehen wir immer wieder: Neue Ideen finden keine Multiplikatoren, junge Enthusiasten keine Lehrer und Suchende keinen konkreten Ort, an dem wenigstens Hinweisschilder stehen und das schon seit mehreren Jahren. All das kann und darf nicht von der Stadt kommen, aber die muß entsprechenden Projekten symbolisch und finanziell Prioritäten zuordnen, kann konkrete Orte zur Verfügung stellen, um weiße Flächen für Ideen zu schaffen, und sie sollte Alteingesessene, Veranstalter und freie Kreative ermutigen, mehr zu experimentieren. Aber die müssen sich auch an die eigene Nase fassen. Tun sie in den letzten Monaten auch wieder, im Moment gibt es einige schöne Dinge im Aufbau, aber die muß man jetzt nutzen und eine Aufbruchsstimmung erzeugen, die endlich jemanden mit- und etwas umreißt. Konsequenz, für alle verständlich und ohne gekünstelte Absätze.

Matthias Schröder, Mitarbeiter für Öffentlichkeitsarbeit, Berlin:

Jeder Erfurter kennt das: Kriegt er Besuch, rufen alle: »Mann, ist das schön hier!« Damit haben die Besucher ohne Zweifel Recht und der Erfurter darf sich freuen. Dieser Ruf bezieht sich auf die vielen Fachwerkhäuser, den imposanten Dom, eine Krämerbrücke, und über allem noch eine richtige Zitadelle. Alles sieht schön alt aus – und das allerbeste ist: es ist viel sauberer als zu mittelalterlichen Zeiten. Die gute alte Zeit eben. Der Erfurter ist stolz, die Besucher sind hingerissen, und

so wird alles getan, um noch ein bißchen mehr Patina auf alles Mögliche draufzubekommen. Genau hier ist auch das Problem der Stadt: Erfurt ist zunehmend mehr Vergangenheit als Gegenwart, und je perfekter das Mittelalter-Spektakel wird, desto weniger fällt der Stadt zu unserer Zeit ein. Das ist gut für Touristen, und vielen Erfurtern gefällt das ja auch. Die Liebe zum Vergangenen bietet eben die wohlige Sicherheit des Gewesenen: Egal ob gruselig oder schön, es ist vor allem lange her und ganz weit weg. Im Gegensatz zur Gegenwart: Da weiß man nicht, ob es nun gut oder schlecht ist und ob man da in fünf Jahren noch was von hat. Zukunft ist riskant und Risiko mag man hier nicht so gern. Also hüllt man sich lieber ein in Elisabeth und Napoleon und vergrault damit immer mehr von denen, die das zu wenig finden. Ja, ich weiß: Wer die Geschichte nicht kennt, der weiß auch nichts über die Gegenwart. Aber wem nichts mehr zur Gegenwart einfällt, der hat vor allem keine Ideen für die Zukunft. Das ist sehr schade für eine Stadt, in die ich jetzt als Tourist komme und mich daran freue, wie schön es hier ist.

Maxi Kretzschmar, Kunstpädagogin, Leipzig und Wermelskirchen/NRW:

Gekommen wegen der Kultur – gegangen wegen der Kunst. Genau genommen wegen der Soziokultur und der Kunstpädagogik. Als ich nach einer kurzen Zeit im Ilmtal als Freiwillige im FSJ Kultur nach Erfurt kam, war ich überglücklich. Endlich wieder Stadtleben, endlich wieder Flair. Aber nichts da! Tagsüber hübsch anzusehen, abends tot. Was für eine Qualheimat! Nun sind die Tage des Wegzugs eine Weile her und vermißt habe ich bisher nicht viel: meine Chefin, die aufgeheizte kulturpolitische Diskussion um die Freie Kulturförderung in der Landeshauptstadt, meine WG und nach wie vor eine angemessene Haltung zur zeitgenössischen Kunst und Kultur in Erfurt.

Poul Weygel, Kulturarbeiter, Leipzig und Erfurt:

Erfurt hat sauber aufgeräumte Fassaden zum fotografieren, kleine niedliche Fenster zum rausschauen und fertig abgeschlossene Räume für den Verwendungsnachweis.

Clara Ehrenwerth, studiert Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus, Hildesheim:

Im Nachhinein finde ich es erstaunlich, wieviel Schwung es in Erfurt ohne eigentlichen Antrieb von Seiten der Stadt gibt. All die Projekte, die in den letzten Jahren aus dem Boden gestampft wurden, sind ja nur dem Elan einzelner Akteure zu verdanken. Trotzdem habe

ich mich in Erfurt häufig kulturell unterbeschäftigt gefühlt, obwohl ich glaube, daß das Angebot für eine Stadt dieser Größe ausreichend ist, nur täten ihm einerseits Verbreitung, andererseits Verfeinerung ganz gut – und dazu ist eine finanzielle Würdigung unumgänglich.

Paolo Fusi, Römer:

Erfurt ist eine der schönsten Kulturkulissen, die man sich vorstellen kann. Die Veranstaltungen auf dem Domplatz sind ein guter Beweis dafür. Doch was fehlt, ist vor allem jemand, der Kompetenz anstatt persönlicher Geldgier als politische Referenz für die Stadt einbringt. Jemand, der die Orte der Stadt mit mehr Vielfalt bereichern kann – und nicht nur mit Bierkultur. Ich habe jemanden vermißt, der den besten privaten Veranstaltern unter den Arm gegriffen und geholfen hat (nicht unbedingt mit Geld, sondern eher mit dem Schaffen von Rahmenbedingungen – zum Beispiel damit, Nutzungsverbote aufzuheben). Darüber hinaus habe ich die Jugend vermißt, die gezwungen ist, mit 18 wegzugehen. Da sie weg ist, kann nichts wirklich Erfrischendes entstehen, außer im Fall des Wunders vom Zughafen.

Sven Gatter, Fotograf, Berlin:

Manchmal blicke ich mit Wehmut nach Erfurt zurück. Dort war alles klar – die Entscheidungsmöglichkeiten so wie übersichtlich, die Wege ausgetreten und gut befestigt. Mit der Schließung des Nordbades und der Dauerbaustelle Schwimmhalle Johannesplatz brauchte ich mir über Sport nicht lang den Kopf zerbrechen. Wenn ich junge, unkonventionelle Kunst sehen wollte, bin ich vom Erfurter Hauptbahnhof direkt nach Berlin oder Leipzig gefahren. In Halle/ Saale konnte ich eines der besten Programmkinos unserer Republik erleben, zeitgenössische Musik schon im 50 Kilometer entfernten Jena. (Mit ein wenig Glück nutzte ich eine Zugverbindung in der gleichen Nacht zurück.) Wenn ich hingegen »Mittelalter« wollte, dann war ich immer schon mittendrin. Das jüngste Ende von Kudernatschs Kautsch und die Schließung des café togo dürften jedenfalls für noch mehr Übersicht im Kulturkalender Erfurts sorgen.

Christian Fischer, Mitinitiator »Das freundliche Haus« am Leipziger Platz und »Einschluß II – Gefangenschaft hören«, Schwäbisch Hall:

War ich Erfurt? »Eine richtige Puffbohne wirst Du nie!« sagte mir einmal eine waschechte Erfurterin. Damit hatte sie wahrscheinlich recht. Denn zum einen kam ich aus dem Westen und zum anderen studierte ich in Weimar. Das waren zwei anscheinend unüberwindbare Hürden. Dennoch muß ich sagen, daß mir Erfurt in den zwei Jahren, in welchen ich in der Hamburger Straße gewohnt habe, wegen seiner ambivalenten Architektur, seinen manchmal sehr direkten Menschen und natürlich seiner Bratwurst (die dort besser schmeckt als an-

derswo in Thüringen – ihr wißt, welchen Stand ich meine!?) sehr ans Herz gewachsen ist. Was das kulturelle Angebot betrifft, mußte ich allerdings schnell feststellen, daß das für eine Landeshauptstadt einfach zu klein ist. Im besonderen gilt dies für junge und zeitgenössische Kunst. Daß es beispielsweise einen Kunstverein gibt, hatte ich schnell herausgefunden, was der allerdings genau macht, bleibt mir bis heute verborgen. Von Seiten der Stadt kam auch nicht viel in diesem Bereich. Entweder gab es einfach nichts, oder es ist nicht zu mir durchgedrungen, was auf schlechte PR-Arbeit schließen läßt. Natürlich gibt es das Forum auf dem Petersberg, die lange Nacht der Museen und derlei mehr. Was allerdings fehlt, sind moderne und innovative Ansätze, wie man sie beispielsweise in Leipzig findet. Da stellt sich nun die Frage, woran das liegt? Gibt es kein Angebot? Gibt es keine Nachfrage? Oder gar beides? Ich denke, Erfurt hat vor allem eines: Potential! Es gibt viele junge Leute, die sich engagieren und eigene Projekte ins Leben rufen. Wer bei der Durchführung solcher Arbeiten stur genug bleibt und sich nicht von Rückschlägen entmutigen läßt, kann etwas erreichen. Zusammenfassend kann ich sagen, daß vor allem Eigeninitiative gefragt ist. Dies gilt aber nicht nur für Erfurt, sondern auch anderswo. Am besten funktionieren Projekte, wenn man sich mit Gleichgesinnten zusammenschließen kann, damit man einen Namen, eine Gemeinschaft hat, auf die man sich beziehen kann und man z.B. bei Sponsoren nicht als Einzelperson auftreten muß. Speziell in Erfurt wäre also ein Forum, eine Plattform für moderne Kunst gut, auf der man netzwerken kann, um neue Projekte zu verwirklichen. Diese sollte neben der Stadt, neben den etablierten Vereinen und Seilschaften existieren können.



5 für leipzig und der status quo.

Daß die Freie Szene aschenputtelgleich wie ein Stiefkind in der kommunalen Kulturpolitik behandelt wird, ist keine neue Erkenntnis, aber auch kein Grund, den Status quo aufrecht zu erhalten. So geschehen in Leipzig.

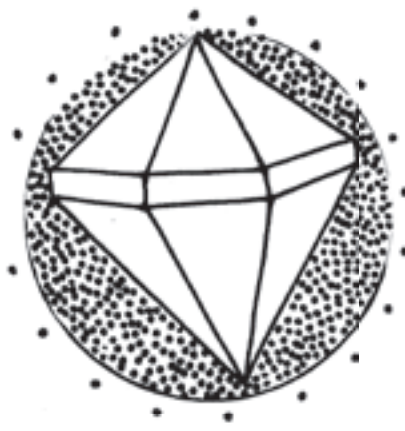
»5 für Leipzig« ist eine Kampagne der Leipziger Szene, deren Ziel es ist, mittelfristig 5% des städtischen Kulturhaushalts für freie Kulturarbeit zu sichern. Die Argumente liegen auf der Hand: Innerhalb des Kulturangebots stellt die Freie oder Basiskultur einen außerordentlich wichtigen Bereich dar. Ihre Formen der gesellschaftlich-künstlerischen Auseinandersetzung sowie ihre Produktionen schärfen durch Themenwahl und Ästhetik den Blick für soziale Spannungsfelder. Dem Offenen Brief an den Kulturausschuß ist zu entnehmen: »Die Angebote der Freien Szene Leipzigs werden von der Hälfte aller Kulturbesucher und somit von rund einer Million Menschen jährlich genutzt. Mit tausenden Veranstaltungen, Kursen und Workshops leistet die Freie Szene einen unverzichtbaren Beitrag für die Lebensqualität in der Stadt, was sich auch in dem aktuellen Entwurf des Kulturentwicklungsplanes in eindrucksvoller Weise widerspiegelt.«

Verfaßt hat den Brief die Initiative Leipzig+Kultur. Sie ist auch Träger der Kampagne »5 für Leipzig«. Bereits 2002 sorgte sie aufgrund jahrelanger Unterversorgung der Szene und Kürzungsvorhaben der Stadt mit der Protestaktion »Weißer Januar« bundesweit für Aufsehen. Danach schloß die Initiative nach eigenen Angaben »im Alltagsgeschäft ein«. Die Förderung für Freie Kulturarbeit sank weiter. Mitte 2007 brachte sich die Initiative mit »5 für Leipzig« und der künstlerischen Protestaktion »Kulturfriedhof« wieder ins politische Gespräch und erreichte Anfang 2008 den ersten Etappensieg: 2,4% des kommunalen Kulturhaushalts

im Jahr 2008 für die hiesige Freie Szene.

Nach Jahren der stetigen Unterversorgung sind die Handlungsspielräume auf ein Minimum eingegrenzt und langjährige Kulturprojekte und Einrichtungen existentiell bedroht (die Fördersumme für Freie Kultur sank seit 2002 um ein Viertel auf zuletzt 1,8 % im Jahr 2007, während der Gesamthaushalt Kultur um 8% anstieg). Der Literarische Herbst, das kulturelle Stadtteilzentrum »Die Scheune« im Leipziger Osten und das Festival LeipJazzig sind vorerst die letzten Opfer des kulturellen Kahlschlags. Die Freie Szene ist mit »5 für Leipzig« in die Offensive gegangen. Grundlagen ihrer Argumentation sind, neben dem Kulturhaushaltsplan und der Besucherstatistik, das Kulturentwicklungskonzept und entsprechende Leistungsbewertungen von Leipziger Kultureinrichtungen. Der Beirat der Kulturentwicklungsplanung stufte die Freie Szene gemessen an den kulturpolitischen Zielen der Stadt auf Rang drei ein und maß ihr damit einen wichtigen Platz in der kommunalen Kulturlandschaft bei. Zahlen, mit denen die Stadt arbeitet, kann die Stadt nicht leugnen. Die Initiative Leipzig+Kultur stellte daher einen »Forderungskatalog für freie Kulturarbeit« auf:

1. Den Abschluß von Leistungsverträgen mit den Kultur- und Stadtteilzentren über mindestens 5 Jahre.
2. Die Bereitstellung von ausreichenden investiven Mitteln zur Verbesserung deren baulicher Zustände und der technischen Ausstattung – gegebenenfalls Erstellung eines mittelfristigen Investitionsplans für



diese Einrichtungen.

3. Mindestens 5 Prozent des kommunalen Kulturetats zur Förderung der freien Kulturarbeit – dadurch deutliche Aufstockung freier Projektförderung.
4. Ermöglichen von kalenderjahrübergreifenden Projekten durch flexible Zuwendungszeiträume.
5. Vorhalten eines »Feuerwehrtopfs« für die unterjährige Vergabe von Projektfördermitteln. (Im übrigen ein Thüringer Modell zur Unterstützung soziokultureller Zentren und Kulturinitiativen.)
6. Die Vereinheitlichung der formalen Regelungen innerhalb verschiedener Förderrichtlinien der Stadt Leipzig sowie deren Angleichung an die Vorgaben der Steuergesetzgebung.
7. Die Schaffung einer zentralen Abrechnungsstelle für alle kommunalen Fördertöpfe – beginnend zumindest für das Kulturamt und das Jugendamt.

rat erfaßt. Kultur wurde das Tagesthema und erreichte weite Teile der Bevölkerung. Sogar eine öffentliche Podiumsdiskussion aller Fraktionsvertreter und der Freien Kulturarbeiter im Vorfeld des Haushaltsbeschlusses fand statt. Alle Politiker garantierten ein Votum für die Erhöhung der Fördersumme für die Freie Szene. Gerhard Pötzsch (SPD): »Wir haben die Freie Szene lange vernachlässigt und unseren Kurs geändert. Kultur ist mehr als ein Kostenfaktor.« (In: LVZ vom 16. April 2008). Vor wenigen Jahren wäre ein öffentliches Gespräch mit Kommunalpolitikern zum Thema Kultur noch undenkbar gewesen, geschweige denn offizielle Bekenntnisse pro Freie Szene oder eine Erhöhung der Förderung im Haushaltsplan ...

Der Status quo verändert sich. Die Leipziger Band »Fred vom Jupiter« hätte einen Song dazu: »Das System bleibt stehen, wenn Du stehenbleibst.«

Der Forderungskatalog und die Kampagne »5 für Leipzig« haben sowohl die lokale Presse als auch den Stadt-

Maxi Kretzschmar

- » Mehr Informationen unter www.soziokultur-leipzig.de/fuenf-fuer-leipzig/die-fakten
- » Der Leipziger Kulturentwicklungsplan unter www.leipzig.de/de/buerger/kultur/kep
- » Die Leistungsbewertungen der Leipziger Kultureinrichtungen nach dem Kulturentwicklungsplan unter www.soziokultur-leipzig.de/fileadmin/soziokultur/Dokumente/leistungsbewertung.pdf



manifest klub 500:

Eins

»Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme.«

Thomas Morus (1478–1535)

Zwei

Kultur ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Seismographisch reagiert sie auf Dinge, bevor sie explodieren. Sie ist Katalysator unseres Seins. Subjektive Selbstansichten und Selbstbewertungen werden stets aufs Neue hinterfragt. Wie Teile der Etablierten, leistet dies vor allem die nonkonforme Kultur. Sie ist soziale Avantgarde, sich nach gesellschaftlicher Assimilation ständig erneuernd. Alles war Avantgarde.

Drei

Der Klub 500 sieht in Erfurt eine mangelnde Unterstützung für aktuelle Tendenzen in Kunst und Kultur. Die Rolle der zeitgenössischen Kunst und ihre Bedeutung für die Gesellschaft wird zu wenig reflektiert. Stattdessen wird der Fokus auf historische Ereignisse gelenkt. Erfurt mutiert zu einem Potemkinschen Dorf.

Vier

Der Klub 500 vereint Künstler, Kulturschaffende und Kunstinteressierte aus allen Städten mit dem Ziel, zeitgenössische Kunst und Kultur zu fördern. Er versteht sich als Netzwerk, Plattform des Austausches und Lobby. Der Klub 500 ist ein Anfang. Er will die Kommunikation innerhalb und außerhalb der Zirkel intensivieren und Projekte aus allen Bereichen der zeitgenössischen Kunst und Kultur entwickeln, unterstützen und durchführen.

Fünf

Der Klub 500 ist keine Organisation im herkömmlichen Sinne, sondern eine Idee. Niemand außer den Handelnden ist für Aktionen verantwortlich. Lauft schneller, die alte Welt ist hinter Euch her!

Thomas Schmidt & Dirk Teschner, September 2008

die südwein-legende. Von Peter Raulfs

»Haben Sie etwa nur deutsche Rotweine? Ach nö ...« meint die Frau vorm Tresen, der gerade ein sehr guter Lemberger angeboten wurde. »... allein schon die Farbe! Der taugt doch nichts!« Ach! Immer noch und immer wieder gibt es Leute, die solch einen Einwand für den Ausweis ihrer Kennerschaft halten, obwohl sie damit doch das genaue Gegenteil unter Beweis stellen. Wer erzählt denen das? Robert Parker, der Papst der Marmeladenweine? Man weiß es nicht. Was also liegt näher, im ersten Teil unserer kleinen hEft-Weinkunde uns diesem populärsten aller Vorurteile zu widmen: daß farb- und geschmacksintensive Rotweine aus südlichen Ländern solchen aus Deutschland prinzipiell überlegen seien.

Nichts gegen Rioja, so was muß es auch geben. Und selbstverständlich kann man ohne weiteres dunkle, schwere, tanninreiche Weine bevorzugen. Nur: dies ist eine Geschmacksfrage, eine Qualitätsfrage ist es nicht, und ein grundlegender Irrtum ist es zu glauben, daß unter südlicher Sonne und Wärme besserer Wein gedeihe. Scheinbar paradoxerweise ist das Gegenteil der Fall. Wein braucht Sonne, um Zucker zu bilden, aber auch Kühle, um komplexe, filigrane, subtile Aromen zu erzeugen; und die interessantesten Weine wachsen an Reben, die gegen einen permanenten Mangel kämpfen müssen und an denen die Trauben in der Reifezeit hohen Temperaturkontrasten ausgesetzt sind. Daher sind es gerade die Weißweine, allen voran der Riesling, die in nördlicheren Breiten am besten gedeihen. Aber auch für Rotweine sind die Anbaubedingungen oft keineswegs schlechter als in Frankreich oder Italien.

Nun ist zwar richtig, daß die deutschen Winzer den Ruf des deutschen Weins in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch massenorientierte Erzeugung belangloser Plörre grundhaft ruiniert haben. Und auch ist richtig, daß der größere Teil des hierzulande erzeugten Weins immer noch belanglose Plörre ist. Dies allerdings ist in Frankreich oder Italien nicht anders, jedoch werden diese Länder an ihren Spitzenerzeugnissen gemessen. Dahingegen hat sich hier in den letzten dreißig Jahren mit einer neuen Winzergeneration grundlegendes getan, und es ist jeder Weinfreund zu bedauern, der diese faszinierende Entwicklung verpennt hat.

So erzeugen heute qualitätsversessene Winzer Rotweine, die nicht nur den Vergleich zu Spitzenerzeugnissen aus dem Burgund oder Bordeaux nicht zu scheuen brauchen, vielmehr hat man sich vielfach auf die eige-

nen Stärken besonnen; man versucht nicht mehr, französische Vorbilder nachzuahmen, und man hat sich vielfach von einem internationalen Weingeschmack emanzipiert und legt Wert auf Sorten- und Lagentypizität. Deutsche Rotweine sind anders, und das ist gut so: sie sind in der Regel leichter, filigraner und haben weniger Alkohol. Man sollte sich indessen nicht davon irritieren lassen, daß sie meistens weniger farbintensiv sind, denn das ist kein Qualitätskriterium – für Leute, die das glauben, wurde der Dornfelder erfunden.

Favorit unter den hiesigen Rotweinen ist zu Recht der Spätburgunder, aus dem heute an der Ahr oder in Baden Weine zum Niederknien erzeugt werden. Aber auch autochtone Spezialitäten wie Blauer Frühburgunder oder Tauberschwartz finden wieder zunehmendes Interesse. Und als typische österreichische Sorte sollte unbedingt der Zweigelt probiert werden. Es gibt viel zu entdecken, und das beste ist: deutsche Weine lassen sich zu einem hervorragenden Preis-Leistungs-Verhältnis einkaufen. Wer sich direkt beim Winzer eindeckt, kriegt für vergleichsweise wenig Geld schon Hervorragendes, wenngleich die renommierten Erzeuger zum Teil auch schon selbstbewußte Preise verlangen – wo man allerdings für Vergleichbares aus Italien leicht das Dreifache hinlegen muß. Und wer aufs Ganze geht und für eine Flasche 15 Euro auszugeben bereit ist, trinkt schon in der Spitzenklasse mit.

Im nächsten hEft: Was der Flaschenverschluß über den Wein aussagt



Nordbad-Abriss erst im Bauhaus-Jahr!

Jetzt
bewerben!



Das denkmalgeschützte Hauptgebäude des Erfurter Nordbades soll im Rahmen der Sanierung abgerissen werden. Die ursprüngliche Architektur des Nordbades basiert auf den Ideen des niederländischen Expressionismus, der Stuttgarter Schule und des Weimarer Bauhauses.

Ventil e. V. hat sich an der Ausschreibung um die Abrissarbeiten des Hauptgebäudes beworben und den Zuschlag bekommen. **Unser Forderung, das Gebäude erst im Bauhaus-Jahr 2009 abzureißen, wurde stattgegeben.**

Zudem haben wir kurzfristig eine **Projektförderung der Stadt Erfurt zum kulturellen Jahresthema "Bauhaus 2009"** in Höhe von 3.000 Euro erhalten.

In diesem Rahmen möchten wir allen interessierten Architektur-Studierenden die Möglichkeit geben, den Bauhaus-Stil zu studieren und sich an der historischen Bausubstanz abzarbeiten und an den Abrißarbeiten teilzunehmen. Bevorzugt werden Studierende der Bauhaus-Universität Weimar (alle Fakultäten!). Die Arbeiten beginnen am 10. Februar 2009.

Aussagekräftige Bewerbungen werden erbeten an: Ventil e. V., Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau



Carla, greif ein! Carla del Ponte ist die ehemalige Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Das hEft würdigt in dieser Kolumne das Lebenswerk der Mutter Courage des Großkapitals, indem es auf eklatante Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt aufmerksam macht.

die chinesische fratze. Von Alexander Platz

Eins ist klar: Auch wenn der Russe und der Chinese sonst nicht viel gemein haben. Es gibt etwas, das sie über alle Unterschiede hinweg verbindet: Sie sind von Grund auf böse. Und sie tragen Schuld. Immer. Der Russe für die großdeutsche Niederlage im Weltkrieg II und die Eskalation im Kaukasus. Der Chinese für die Klimakatastrophe und das schlechte Abschneiden der deutschen Olympiamannschaft in Peking. Die Reihe ließe sich unendlich fortsetzen. Doch der Bürger kann aufatmen: Als Wölfe im Wolfspelz sind sie zum Glück sehr leicht auszumachen. Und der freie Journalismus der besten aller Welten ist so frei, uns aufzuklären und aus freien Stücken nachzuplappern, was auch immer die offiziellen Stellen verlautbaren.

Erst kürzlich soll sich folgendes zugetragen haben: Da kam ein chinesischer Investor in eine thüringische Kleinstadt. Die Zeiten sind schlecht. Die Profite steigen, die Mehrheit der Bevölkerung hat immer weniger Geld im Portemonnaie. Innovative Marketingstrategien sind gefragt. Der Chinese klingelte am Büro des Bürgermeisters. Er hatte eine großartige Idee. Eine freundliche Stimme rief: »Herein!« Der Chinese war so frei, trat ein und sagte: »Ich habe noch nicht gefrühstückt.« Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln. Er verstand den Chinesen sehr schlecht, denn der sprach kaum Deutsch. Sein Englisch war nur mäßig. Der Chinese lächelte. Dann erklärte er seine Idee:

»Es ist ganz simpel«, versicherte der Chinese und gab sich Mühe, deutlicher zu sprechen: »Ein lokaler Senfproduzent wird gekauft. Dazu eine schlecht ausgelastete Kondomfabrik. Beide werden fusioniert und die Produktpalette wird erweitert. Heraus kommt ein Kondom der besonderen Art in drei traditionellen Ausführungen: mild, mittelscharf und scharf. Das schafft nicht nur Arbeitsplätze, es verspricht auch neue Impulse für das Sexualleben breiter Bevölkerungsschichten. Regelmäßiger Gebrauch wird zudem eine sinnvolle Nahrungsergänzung sein. Senf enthält Glykoside, die eine appetit- und verdauungsanregende Wirkung haben. Dies macht eine Vermarktung in der sogenannten

3. Welt freilich um einiges schwieriger. Ein kleiner Wermutstropfen. Zunächst wird aber nur lokal verkauft.

Nach kurzer Zeit schwappt eine Welle der Euphorie durch die Gemeinde: Was für eine tolle Idee, die der Chinese da hatte, werden die Leute sagen. Die Kondome haben viele Vorteile. Sie können zum Beispiel in den Warenkorb für Hartz-IV-Empfänger/innen aufgenommen werden. Die Wirtschaftsweisen werden jubeln. Durch den häufigen Gebrauch der scharfen Pariser und durch die sich aus diesem Grunde häufenden Entzündungen im Genitalbereich entsteht ein gewaltiger Überschuß an Körperwärme. Die Ausgaben für Zuschüsse zu den Heizkosten in der kalten Jahreszeit fallen ganz erheblich. Das senkt den CO₂-Ausstoß und ist gut fürs Klima. Ein weiterer positiver Nebeneffekt: Der exzessive Gebrauch dieser Kondome in den bildungsfernen Schichten, verhindert eine unkontrollierte Vermehrung. Alles was ich brauche, ist ihre Unterstützung.« Also sprach der Chinese.

Der Bürgermeister aber wußte nicht so recht, was er davon halten sollte. In seinem Kopf schwirrten Bilder von Menschen, die in der ganzen Stadt kopulierten. Ihn schüttelte es bei dem Gedanken. Dann sah er Hartz-IV-Empfänger/innen, die keine Ansprüche mehr stellten. »Eigentlich ein schönes Bild«, dachte er. Schließlich war er Sozialdemokrat. Dann antwortete er: »Herr Chinese, leider können wir das nicht machen. Es gibt gewisse moralische Bedenken. Und was die Hartzler betrifft: Die Idee ist brilliant, aber da bekommen wir ein Vermittlungsproblem.« Der Chinese kratzte sich die Stirn. Er hatte noch einen Trumpf. Er schüttelte sich kurz und aus seinem Ärmel fiel eine milde lächelnde Dalai-Lama-Maske. Er hielt sie sich vor das Gesicht und wippte leicht mit dem Kopf nach vorn und wieder zurück. Und Schwups, schon ging der Bürgermeister dem Chinesen auf den Leim: »Na, wenn das so ist, Eure Heiligkeit, dann ist die Sache abgemacht.« Das ist nun wirklich die Höhe! Wieder einmal hat der Chinese seine häßliche Fratze gezeigt. In diesem Sinne: Johannes Baptist Ker-
ner, übernehmen Sie!

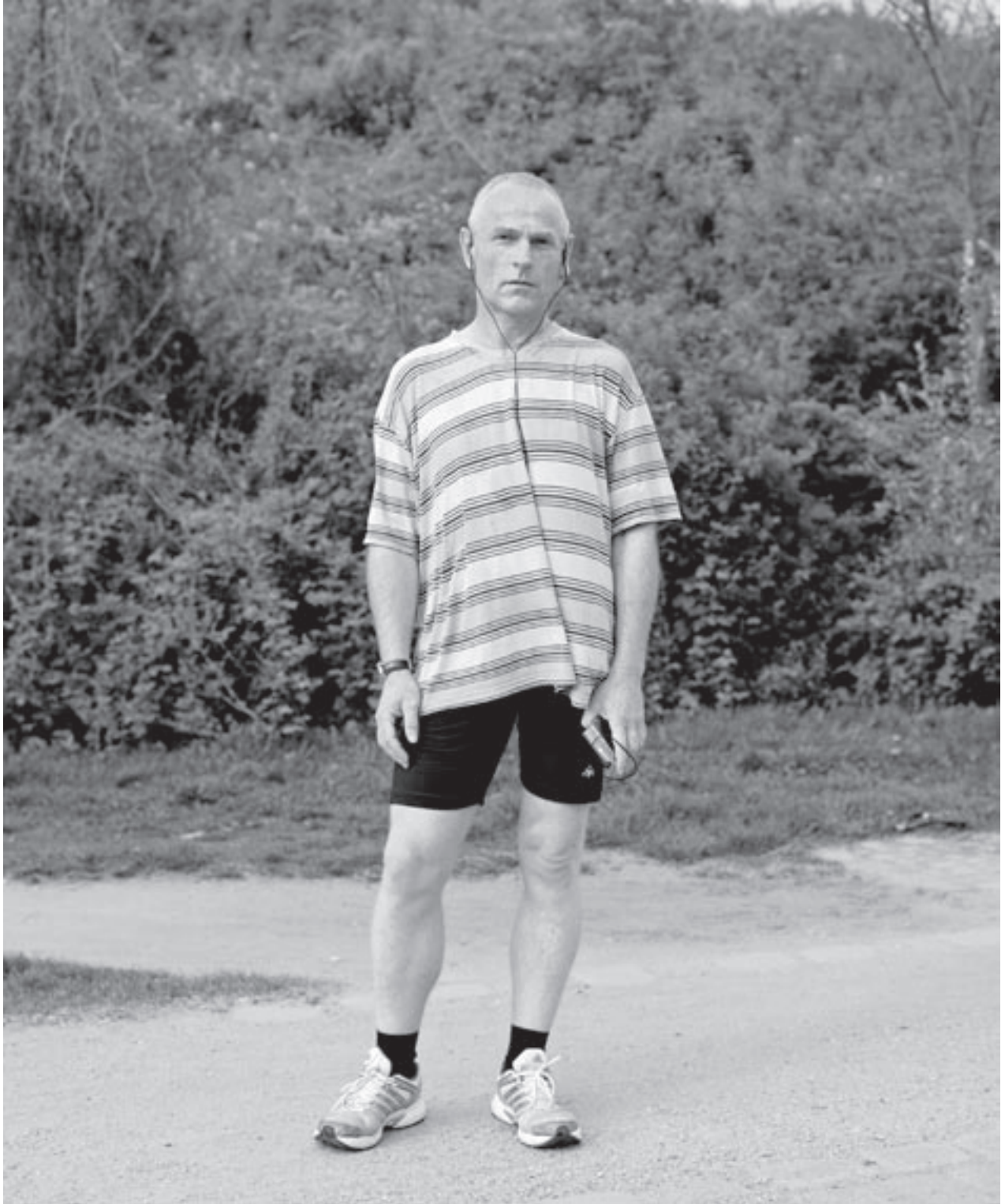


foto: Sven Catter

..... parkläufer 1



Foto: Sven Gatter



foto: Sven Catter

..... parkläufer 3



Foto: Sven Gatter



foto: Sven Catter

..... parkläufer 5

abgrund – auf dem weg zur sonne.

Von Annette Deter

Das Gefälle zieht sich 340 Meter am glänzenden Hochhaus herunter. Wang, 46 Jahre, zählt die letzten Yuan. Er will Mehl kaufen, um Teigtaschen zu backen, die er später weiterverkauft. Die vier Holzflanken seiner Hütte stemmen sich gegen die darüber gespannte Plastikplane, die sich durch den Wind an das Holzgestänge preßt. Genäht, geklebt und geschnürt hat er sie, immer wieder. Hier ist er zu Hause. Der Luftzug ist stark, der Wind pfeift durch die Wolkenkratzer, direkt auf sein Haus. Seine Notdurft verrichtet er auf der öffentlichen Toilette. Hinter den Resten der kleinen Siedlung, in der noch ungefähr 2000 Menschen leben. Angehörige hat er hier nicht. Wanderarbeiter haben sich dazugesellt. Ihre Schlafpappen lehnen am Rand des Zauns.

Wang sieht Tang jeden Abend, wenn er von der Baustelle kommt. Er arbeitet am Haus nebenan. 230 Meter hoch soll es werden – ein neues futuristische Gebäude. Sehen kann er Tang dort in der Höhe nicht, wenn er arbeitet. Wangs Augen sind schlecht.

Wang sitzt wie jeden Abend vor den neuen Wolkenkratzern, um die Bilder der Stadt und den Himmel zu sehen, der sich in den glitzernden Fassaden des Wolkenkratzers spiegelt. Das Blau des Himmels hat er lange nicht erblickt. Zu dicht der Smog. Manchmal bricht sich ein Sonnenstrahl an der Hauswand aus Glas und Titan zu ihm herunter. Er saugt ihn auf. Sand liegt in der Luft. In der Gobi gab es einen Sandsturm. Eine schwülstige feuchte Hitze front flimmert über den Holzbaracken. Nur selten, in den klaren Morgenstunden und nach Regen, ahnt man die Natur.

Soll er zu den Wanderarbeitern gehen? Wang hat Philosophie studiert. Als Lehrer gearbeitet. Geglaubt hatte er die Worte von Maos Nachfolgern, bevor er in die Stadt

gezogen ist. Oft hat er in seinem Leben neu angefangen – und wieder ist alles möglich. Oder?

Bekommt er die Arbeit, könnte er sie sehen, die Natur, die sich außerhalb dieser Stadt doch irgendwo erblicken lassen muß. Das muß doch möglich sein von da oben? Oder den Widerstand aufgeben? Vergessen die Natur und Reinheit der Landschaft, der er entstammte? Vergessen die Versprechen, die er erhalten hatte? 1000 Yuan sollte er fürs Verlassen der Siedlung bekommen, um den Baugrund nicht zu blockieren, so wie seine Nachbarn. Geld hat hier noch keiner gesehen.

Die Abrißbirne hat die Häuser des Pekinger Finanzdistrikts nebenan erreicht. Die ist für seine Baracke nicht nötig. Leicht bricht das Holz unter den schweren Rädern der Baufahrzeuge.

Als er vom Einkauf kommt, liegen die Reste seines Hauses plattgewalzt auf der Straße. Friedlich und lautlos passen sie sich dem Boden an. Der Bauzaun ist vorne bereits zur Hälfte hochgezogen. 8 Jahre hat er hier gelebt.

Achte die kleinen Dinge im Leben genauso wie die großen, sagt ein chinesisches Sprichwort. Wang träumt, sieht die Bilder seiner Heimat, er scheint zu fliegen, als er kopfüber vom Hochhaus stürzt. Er wacht auf. So würde es kommen, wenn er nichts änderte. Einmal frei sein – für immer, im Einklang mit der Natur.

Im Traum rauchte er Wasserpfeife. Die erste seit langer Zeit. Tuan hatte sie mitgebracht.

Da kommt Tuan. Was wirst du tun, Wang? Sprichst du morgen mit dem Vorarbeiter und fängst bei uns an?

Wang läßt seinen Blick sanft über den Wolkenkratzer gleiten – bis zum höchsten Punkt. Frei ist der Flug der Vögel, die er im Spiegel der Festerfront erblickt.

.....

Brötchen (verselbstständiger Diminutiv von Brot) sind kleine rundliche Brote aus Weizen- oder Roggenmehl und gehören daher zu den Backwaren. Neben dem Begriff »Brötchen«, der vornehmlich im nördlichen Teil des deutschen Sprachraums Verwendung findet, bestehen in verschiedenen Regionen diverse andere Bezeichnungen: **Semmel** (von lateinisch *simila* = Weizenmehl, ursprünglich aus dem Assyrischem *samidu* = weißes Mehl) in Bayern, Österreich, Franken, Tschechien (*žemle*)

Von Bernd Stickelmann

Hör zu
jetzt alles
über Konsumartikel
den Herzschlag
und
die Trümmer des Reiches
hör zu
jetzt Dosenbier
im Achterpack
und
Ohrensausen
ja Ohrensausen
jetzt alles
mit einem
Lächeln im Schädel
auf den Lippen Luft
aus Alaska
und
alles jetzt

und im fränkischen Teil Thüringens, teilweise auch in Sachsen, Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Thüringen. **Weck(-e/-en/-le/-la)** vor allem in Baden-Württemberg, Rheinhessen, Südhessen, der Pfalz, Franken und dem Saarland. **Weggli, Weggen** in der Schweiz. **Rundstück** in Schleswig-Holstein, Hamburg und Teilen des nordwestlichen Niedersachsens. **Schrippe** (von schripfen = mit einem Messer einritzen) in Berlin und Brandenburg, aber auch in Hamburg, Schleswig-Holstein und

hauptsache arbeit.

Von Eberhard Hierse

Ich liebte und brauchte meinen Job. Ich mußte nicht überlegen und nicht lügen, wenn die obligatorische Frage kam: »Und was machen Sie?«

»Ich bin Fachredakteurin bei Geld+Finanz, Versicherungsexpertin ...«, konnte ich dann sagen.

Ich wünschte mir, daß mich irgendwann jemand fragte: »Sagen Sie, kann es sein, daß ich Sie schon einmal im Fernsehen gesehen habe?« Oder noch besser: »Ach sagen Sie, Sie sind doch Frau Wiesenthal oder so ähnlich, Sie treten manchmal in den Ratgebern auf, stimmt's?« Doch darauf wartete ich vergeblich, denn die Esther in Businessmaskerade und mit gestyltem Fernsehgesicht war jenseits des Studios wohl kaum wiederzuerkennen.

Aber ich hatte richtige Arbeit. Mit Arbeitsplatzbeschreibung, festen Vorgängen, weisungsbefugten Vorgesetzten und einem eigenen Büro. Der Dresscode gab mir das Gefühl, dazuzugehören. Ich war voll versichert, genoß ein Bonusprogramm mit Zusatzleistungen, betrieblicher Altersvorsorge, Freifahrt mit dem öffentlichen Verkehr, einer Betriebssportgruppe ...

Morgens um acht antreten, abends um halb fünf nach Hause – frühestens. Feste Strukturen. Gut viertausend Euro brutto im Monat. Kein schlechtes Zeilenhonorar für ein paar News zum Versicherungsmarkt, im Schnitt etwa zwei Heftseiten pro Monat.

Struktur. Das gab mir Halt und Haltung, Form. Woran erinnerte mich das?

Genau: Das war sozusagen ein psychosoziales ...

... Korsett.

Sichtbar sein. Bewundert werden. Das ist das Privileg der medialen Elite. Ich bediente eine Massenaufgabe und war fast jede Woche in irgendeiner Radio- oder Fernsehsendung eingeladen.

Ich arbeitete ziemlich viel. Zumindest konnte ich sagen, daß ich mindestens fünfzig Stunden in der Woche im Büro verbrachte. Und ich war auch dann ständig in Bewegung, wenn ich nicht arbeitete. Oder genauer: Wenn ich »Bildungsarbeit«, »Beziehungsarbeit«, »Ge-

sundheitsarbeit« und »therapeutische Arbeit« leistete. Eigentlich arbeitete ich also immer, es störten nur noch diese im Schnitt sechs Stunden unproduktiver Schlaf pro Nacht. Aber auch das konnte man ja als »Traumarbeit« und »Erholungsarbeit« definieren.

Abzüglich Berufsarbeit blieben mir von den hundertachtundsechzig Stunden einer Woche im Schnitt einhundertfünfzehn Stunden. Einhundertfünfzehn Stunden abzüglich zweiundvierzig Stunden Schlafenszeit ergeben dreiundsiebzig Stunden, die sich zuletzt wie folgt aufteilten: sechs Stunden Fitneß-Studio, zwei Stunden Chorsingen, sechs Stunden Tanzen, zwei Stunden Gesangsunterricht, zwei Stunden Spanischunterricht, eine Stunde Psychotherapie, zweieinhalb Stunden Rennradfahren mit der Betriebssportgruppe. Es verbleiben zweiundfünfzig Stunden, die sich auf Essen bzw. Essensvorbereitung (ca. zehn Stunden, in den letzten Monaten weitgehend durch Partnersuche ersetzt), Fahrzeiten (ebenfalls ca. zehn Stunden) und Körperpflege (ca. sieben Stunden) verteilten. Der Rest ging fürs Einkaufen bzw. Shoppen, Geselligkeit und Surfen im Internet (auch das meist im Dienste der Partnersuche) bzw. Lektüre drauf. Gottseidank gab es in meiner 150-qm-Luxus-WG eine Putzfrau.

Mit meiner Psychotherapie schlug ich gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe: Sie kostete wenig Zeit und eine Menge Geld, ging vor meinem inneren Aufseher als »Arbeit« durch und diente gleichzeitig der Erhaltung meiner Arbeitsfähigkeit, die durch den pausenlosen Zeitdruck stets gefährdet war.

Einst bemaß sich der soziale Status daran, wie sehr man es sich leisten konnte, nicht zu arbeiten. Arbeiten war fürs Volk, und das höchste Privileg war, zu konsumieren, ohne zu arbeiten. Was man auch an der Leibesfülle der nicht Arbeitenden sah, die immer ein Statussymbol war.

Heute ist Arbeit gleich Sozialprestige. Je mehr man arbeitet, desto schicker, wichtiger, attraktiver, fitter, »wertvoller« ist man. Man sieht es an der Figur: Der Ar-

Mecklenburg-Vorpommern. **Kipf(-l/-la/-le)**, **Laabla (Laiblein)**, **Stella** in Franken. Es gibt zahlreiche regionale Varianten, die Brötchenteig oder ähnlichen Teig verwenden, aber in der Form erheblich abweichen und eigene Bezeichnungen haben: **Fastenwaiven** werden in der Schweiz und in Südwestdeutschland während der Fastenzeit angeboten. Der Teig enthält Fett und /oder Eier, wird flach rautenförmig ausgezogen, vierfach eingeschnitten und mit Kümmel bestreut. **Hörnchen** sind

beitsmensch ist dünn, je dünner desto besser, denn das signalisiert ein rasantes Arbeitstempo. Wer nicht arbeitet, nur noch konsumiert und auch noch dick wird, ist heute ganz unten.

Ich war eindeutig solch ein vollwertiges Mitglied dieser Gesellschaft, und die Gesellschaft, das sind die Arbeitenden.

Doch das, was ich da produzierte, nämlich die medialen Inhalte über Versicherungen in Zeitschriften mit Massenaufgabe, in Radio- und Fernsehprogrammen, hätte ich niemals selber konsumiert. Dafür hatte ich einfach keine Zeit. Ich kannte auch sonst niemanden aus meinem medial-elitären Dunstkreis, der auch nur in die Nähe eines Fernsehers geraten wäre oder sich jemals so etwas wie »Geld+Finanz« gekauft oder gar gelesen hätte.

Ja nun, wer kauft dann die zweihunderttausend Hefte im Monat? Wer ist die Zuschauerquote, zu wem gehören die Millionen Augen, die mir bei meinen Ausführungen über Versicherungen zuschauten, die Ohren, die mir lauschten, und das meist zur besten Arbeitszeit? Wer konsumiert die inflationäre Flut an neuen Zeitschriftentiteln, die die Kioske bersten lassen? Wer liest die über hundert Buchtitel, die jeden Tag allein auf den deutschen Markt drängen? Wer konsumiert die Lawine aus Computerspielen, Pornos, DVDs und Downloads aus dem Internet? Wer schaut den einundsechzigsten jungen Kabelkanal, in dem ich auftreten sollte und von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt noch niemals gehört hatte?

Die demokratische Mehrheit arbeitet doch noch »richtig«, nämlich sozialversicherungspflichtig und in Vollzeit, die Nation geht doch morgens aus dem Haus, um zur Arbeit zu pendeln und fährt abends wieder nach Hause, oder? Hat nicht ein jeder, der etwas auf sich hält und nicht als Trottel dastehen will, stets keine Zeit? Oder zumindest zu wenig Zeit?

Ja, wir arbeiten alle – bis auf ein paar bedauerliche Einzelfälle. Und der Wert der Arbeit (und seien wir ehrlich: auch das Sozialprestige des Arbeitenden) bemisst sich natürlich am Einkommen. So verdiente ich gut das Doppelte von dem, was eine Kindergärtnerin, eine Krankenschwester oder eine Pflegekraft bekam. Oder ein Bäcker-geselle, ein Klempner oder Automechaniker. War meine Arbeit auch doppelt so wertvoll, sinnvoll und wichtig? Wen würde man mehr vermissen: Sie oder mich? Was

wäre unangenehmer: Morgens keine Brötchen zu haben, niemanden der einen pflegt, wenn man es braucht oder den Rohrbruch oder das Auto repariert? Oder wenn es mal keine zwei Seiten über Versicherungen gäbe?

Wie ich später erfuhr, sind das harmlose Vergleiche. Das richtig große Geld wird mit Geldgeschäften verdient (oder besser: gemacht). Ein Bankvorstand schafft ein paar Millionen im Jahr und mancher Börsenhändler noch mehr als ein Bankvorstand. Was genau tun diese Leute? Zehnmal oder hundertmal so wertvolle Arbeit wie eine Kindergärtnerin. Das zukünftige Humankapital wächst ja von alleine heran.

Wie sagte Herbert manchmal so schön zu unseren Berichten aus der Welt der Rentenfonds, Bausparverträge und Zusatzversicherungen für Zahnersatz?

»Das ist fürs Volk.«

Wer ist das, das »Volk«? Die schwindende Masse derer, die immer schneller und mehr arbeiten? Oder die heimlich wachsenden, statistisch unsichtbaren Armeen, die in pausenloser Rekordjagd das Zeug konsumieren, das die Leistungsträger unter automatisierter Beschleunigung absondern?

Und jetzt sollen wir, die wir noch arbeiten und mitspielen dürfen, noch länger, mehr und schneller arbeiten, und das für weniger Geld, damit in der Logik der Wirtschaftsweisen mehr Arbeit entsteht. Zunächst dachte ich, die seien verrückt. Inzwischen weiß ich: Das ist allerrationalstes Kalkül, denn wenn die notwendige Arbeit getan ist und man trotzdem weiterarbeitet, arbeitet man irgendwann so viel, bis alles wieder kaputt geht, wodurch wiederum Arbeit entsteht. Genial, nicht? Wir arbeiten mehr, als der Planet aushält. Und dabei gehen wir samt dem Planeten vor die Hunde und es entstehen zahllose neue Arbeitsplätze zur Reparatur der Verwüstung, die die Arbeitswahnsinnigen zurücklassen – und zur Reparatur der verschlissenen Arbeitswahnsinnigen selber – und derer, die krank werden, weil sie sich in ihrer demütigenden Überflüssigkeit zu Tode langweilen. Nehmt uns um Gottes Willen nicht die Arbeit weg. Konsumiert, gebt uns euer Geld und endlich Ruhe! Hört endlich auf, für Geld zu arbeiten, denn das erledigen wir für euch. Wenn ihr schon nichts zu tun habt, dann konsumiert wenigstens und laßt euch unterhalten. Findet uns toll, dann könnt ihr euch auch selber ein bißchen toll fühlen. Wir sind die Macher und die Stars. Ihr seid die Verbraucher und die Fans.

hörnchenförmig gebackene Brötchen aus Semmelteig oder Milchbrötchenteig. **Kipf** – in Süddeutschland, längliche Form mit spitz zulaufenden Enden. **Knausen** ist ein besonders großes Brötchen aus Dinkel- und Weizenmehl. Er ist als Spezialität besonders in Oberschwaben bekannt. **Knüppel** – in Sachsen und Brandenburg länglich geformtes Brötchen mit einem Anteil von Milch und Schmalz im Teig. Die **Kümmelstange** ist ein längliches Kleingebäck aus einem hellen Hefeteig, das

gewinnermärchen.

Von Stefan Schütz

am 3. des monats erhielt ich die nachricht. endlich war ich dran. es lag ein hinweisblatt bei, das die durchführung und den ablauf konkret vorschrieb. wie beruhigend dieser stil, satzbau und die treffende wortwahl. sie hatten mich nicht vergessen. ich gehörte dazu. schon seit monaten fieberten die bürger dieses landes diesem ereignis entgegen und spekulierten über den zeitpunkt. jetzt also war es soweit. pünktlich 7.56 uhr erfüllte ich den bestelltermin. ich staunte, als die beamten mich fast sekundengenau mit namen aufriefen. ich war an und in der reihe. hinter und vor mir gab es die üblichen reibereien. ein herr mueller stritt mit einem müller, ein schuetz mit einem schütz und ein meyer mit mehreren seines lautnamens. das gerangel in der reihe, als ich mich einordnen ließ, paßte überhaupt nicht zu der harmonischen veranstaltung, zu der wir geladen wurden. aber schnell traten die ordnungskräfte in aktion. ein paar handgriffe später und die übelsten rabauken wurden ganz hinten in die reihe eingegliedert. nun ging es wieder voran. 7.59 uhr schritt ich diszipliniert auf das licht zu. plötzlich versuchte der mann hinter mir vorzudrängeln. mit einem beherzten ruf meldete ich ihn und die versierten männer zogen ihn heraus. höchststrafe. nun stand mir nichts mehr im weg. ich war dran. ich sah das licht und hatte es ganz für mich. wie angeordnet zog ich mich aus, legte brille, gebiß und ring in das bereitgestellte gefäß und dann schob man mich langsam in den ofen des örtlichen krematoriums.



mit Salz und Kümmel bestreut wird. Die **Konduktsemmel** gibt es in Oberösterreich zur Mahlzeit nach einem Begräbnis – dem Kondukt. Sie ist größer als normale Semmeln und mit Kümmel und Anis bestreut. **Laugensemmel** – vorwiegend im süddeutschen Raum – werden vor dem Backen mit Natronlauge benetzt. **Röggelchen** in Düsseldorf und Köln sind mit mindestens 5 % Roggenmehl gebacken und werden sehr dunkel ausgebacken. **Rundstück** – in Hamburg, Schleswig-Holstein

zangengeburt für fümff pfenge.

Von Volker B.

Weit hinten in meinem Gedanken-Ressort, dort wo die verpaßten Chancen mit den Niederlagen kämpfen wie Georg mit dem Drachen ... im zarten Wettlauf um den Narbenbruch der Erinnerung ... hier ist immer »Film ihrer Wahl«. Und wie die Bilder sich hübsch gleichen ... so wie Dörrfische häng'se nebeneinander ... die Schönheit eines vergang'nen Dagewesenseins zusammen mit der Hinterlist des Fangs, wie zu'nem Kokon verwoben, in trauter Niederlage vereint ... zu friedlich zum Verzehr, zu schade für den Schlußstrich! Hier wird (auf)bewahrt. In dieser dankbaren Erinnerungskultur liegen viele bunte Trümmer bereit, welche sich nicht zu'ner neuen Frau'nkirche zusammensetzen werden – oh nein! Um kein Erbe dieser Welt nicht. Bedauern, ermängeln und verlusten ist einfacher, erst recht bei gefährlichen Wracks und Stoffen mit Restrisiko. Doch es gibt auch ganz harmlose Themen, Füllmaterial. So harmlos wie das Wort »Kofferradio« oder »Sahnesiphon« – keiner vermißt was und jeder denkt gerne dran. Beim Thema Brötchen rasseln in meinem Hirn die mehlstauben, back'schen Kaufhall'ndinger durche'nander wie'de Glückskugeln in der Telelotto-spirale ... natürlich nur wemm'r über das handwerk-

liche Geschick eines Munitionsräumers verfügt: der Schlitz im Vorratsbehälter ist klein, die Zange unbiegsam, die Kette kurz – wer nicht richtig zangt, nä? Der kriegt nur Semmeln mit Vorgeschichte ... kriegt die, die wo'möglich schon'de Gebietsganoven in Fingern hatt'n, ... die, die Kai un' Ronni aus zwischen-Erde-Mond-und-Sternen-nicht-nachvollziehbaren Gründen wieder von ob'n in den Plexiglasbehälter geta'n hamm ... die, die schon ein' Vormittag Arbeiter-und-Bauern-Sonne hinter sich hamm. Nee! Ni' so'ne Durchläufer, Herr Orłowski! Und ich will'o keene 4 oder 5 ni' Ballet oder Blasmusik. Ich will meine Semm'l fangen ... ein Prachtexemplar deutsch-demokrat'scher Sozialpolitik: Selbsterfahrung »Zangengeburt« für fümff Pfenge! Noch'n Kraftspruch offd'r Tüte ... so was wie: eßt mehr Obst und dann zur Kasse. Halt! Vorher noch'n Päckchen Vanillezucker. Oder, zum Monatsanfang, 'ne Ecke Schmelzkäse. Nu' zur Kasse, ... Taschengeld raus und ab vor'de Koofe off'de Treppe. Jetzt ein Loch fingern und die feminine Struktur dieser Backkunst vollfüll'n: zuckrig oder heftig. So ein Genuß! Legal und harmlos und doch nicht (mehr) möglich. Schade! Findet jedenfalls der *Zeilentrafo*.



und im nördlichen Niedersachsen. Es ist rund bis leicht länglich und hat keine Einschnitte. **Schusterjunge** – in Berlin, aus einem Weizen-Roggen-Mischmehl gebacken. Er hat eine dunkelbraune Farbe, bleibt etwas länger haltbar. Charakteristisch ist die zweifach geschnittene Oberfläche. **Springbrötchen** im Großraum Osnabrück sind Brötchen aus kleberarmem Mehl, die vor dem Backen mit einer Fettschicht bestrichen werden. **Strohsemmel** – eine Art Milchbrötchen, das vor dem Backen

ernst.

Von Monique Molke

Haltestelle Leuna-West
das Wartehäuschen aus Asbest
die Hände von der Arbeit schwer
der Himmel über ihm in Teer
unter ihm ein bißchen Gras
noch naß

Blumen wachsen in den Staub
die Welt erblindet, stumm und taub
von hier bis Bitterfeld – kein Baum
sterben möglich, leben kaum
im nächstes Jahr wird neu gesät
zu spät.

.....

mit kochendem Wasser gebrüht und auf Roggenstroh gebacken wird. **Vinschgauer** sind handtellergroße, zwei bis drei Zentimeter dicke Fladenbrötchen aus Roggen-Weizen-Sauerteig und Hefe aus dem Südtiroler Vinschgau. **Wasserweck** – in Frankfurt am Main, Rheinland-Pfalz, Baden und dem Saarland. Hergestellt aus Mehl, Salz und Wasser. **Zeilensemmel** – in der Steiermark aus sechs aneinandergereihten, länglichen Semmeln.

hartwig, die fortsetzung.

Von Till Bender

Es war kurz nach zwei Uhr morgens, als Hartwig sich plötzlich und heftig übergeben mußte. Das war neu. Übergeben hatte er sich natürlich schon häufiger in seinem Leben – ein paar Mal infolge übermäßigen Alkoholkonsums, zweimal wegen Seekrankheit und als Kind andauernd, als er sich eine üble Magen-Darm-Grippe eingefangen hatte. Neu war, daß sich ihm jetzt der Magen umdrehte, als er einen bestimmten Gedanken dachte.

Hartwig war es immer gelungen, das Leben locker anzugehen, indem er konsequent innerhalb seines jeweiligen Spielraums spielte. Es hatte ihm nie eingeuchtet, nach etwas zu streben, das sich deutlich außerhalb seiner Reichweite befand, oder gar irgendetwas gegen größere Widerstände durchzusetzen. So hatte er eine im großen und ganzen fröhliche Schulzeit verlebt, einen nicht zu anstrengenden Zivildienst hinter sich gebracht, während seines Studiums das Studentenleben genossen und sich danach einen Job gesucht, der es ihm erlaubte, viele seiner lieb gewonnenen Gewohnheiten weiter zu pflegen. Er tat, was nötig war, um keine Probleme aufkommen zu lassen, weil es nötig war, um keine Probleme aufkommen zu lassen. Und er hatte in der Überzeugung gelebt, daß das in Verbindung mit der Maxime, sich mit niemandem anzulegen, ausreichen würde, sich Probleme vom Hals zu halten.

Hartwig hatte sich nie dafür interessiert, welche Bedeutung sein Name hatte, und wenn es ihm jemand gesagt hätte, hätte er das mit einer spaßigen, ironischen Bemerkung quittiert.

Am Abend vor dem Café hatte er zunächst die Worte von Hertas Ex-Freund als das abtun wollen, was solche Worte meistens auch wirklich sind: hilf-, würde- und bedeutungsloses Macho-Gehabe eines in seinem mickrigen Stolz verletzten Wichtigtuers. Doch während der Stunden, in denen er mit Herta in ihrer kleinen Küche am Tisch gesessen und geredet hatte, wurde ihm allmählich immer klarer, daß die Sache ernst war. Tödlich ernst. Und um kurz nach zwei Uhr morgens konnte

er sich nicht länger der Einsicht verschließen, daß sie sich in einer ausweglosen Lage befanden. Als er vom Klo zurückkam, fühlte er sich kein bißchen besser.

Herta war mit ihrer Kraft und ihren Nerven völlig am Ende und ging zu Bett, um zu versuchen, wenigstens noch ein paar Stunden zu schlafen. Hartwig konnte und wollte nicht schlafen und kochte sich eine Kanne Kaffee.

In dieser Nacht entdeckte er, daß er ein bis dahin unbemerkt schlummerndes Talent besaß. Es war ihm nie aufgefallen, weil er es noch nie gebraucht hatte. Dieses Talent bestand darin, daß ihm jede noch so geringe Tendenz zur Grübelelei vollkommen abging. Es war, als wäre er einfach nicht dazu in der Lage, denselben Gedanken zweimal hintereinander zu denken oder zweimal eine Kette von Gedanken, deren letzter wieder in den ersten mündete:

»Es könnte doch alles so schön sein mit Herta, alles stimmt, alles ist perfekt. Und dann kommt dieser Idiot daher und macht alles kaputt. Warum muß das bloß gerade uns passieren? Das kann er doch nicht machen! Aber er meint es offenbar völlig ernst. Heißt das, es ist mal wieder zu schön, um wahr zu sein? Aber es könnte doch wirklich alles so schön sein mit Herta ...« um solche Schleifen hinzukriegen, hätte Hartwig sehr konzentriert üben müssen.

Er hatte sich einige Blatt Papier zurechtgelegt und trug auf dem ersten alle Elemente zusammen, die seine Situation betrafen; einige davon waren sowohl einmal Gründe dafür gewesen, daß Herta ihren Ex so faszinierend und anziehend gefunden hatte als auch dafür, daß sie sich dann angewidert von ihm trennte:

Hertas Ex arbeitet für eine private britische Sicherheits- und Militärfirma: Er ist Söldner (Scharfschütze).

Er ist ebenso intelligent wie vorsichtig wie zielbewußt wie skrupellos. Daher ist er a) extrem erfolgreich in seinem Beruf, b) trotz seiner zahlreichen Verwick-

» Das **Spiel** (v. althochdt.: spil für »Tanzbewegung«) ist eine Tätigkeit, die ohne bewußten Zweck zum Vergnügen, zur Entspannung, allein aus Freude an ihrer Ausübung ausgeführt wird. Es ist eine Beschäftigung, die um der in ihr selbst liegenden Zerstreuung, Erheiterung oder Anregung willen und oft in Gemeinschaft mit anderen vorgenommen wird. Ein Großteil der kognitiven Entwicklung und der Entwicklung von motorischen Fähigkeiten findet durch Spielen statt, beim Menschen

lungen in illegale Geschäfte auch in Deutschland ein bei den hiesigen Behörden unbeschriebenes Blatt und c) also der gefährlichste Mann, von dem ich je gehört habe.

Er ist rasend eifersüchtig (Beweis: Ein Mann, der mit Herta in einer Bar harmlos geflirt hat, wo sie mit Ex verabredet war und der sich eine Stunde verspätet hat, lag vierundzwanzig Stunden später mit zwei gebrochenen Ellbogen im Krankenhaus und hat nie gewagt, Anzeige zu erstatten).

Wenn Herta mit mir zusammen bleibt, wird Ex uns töten.

Herta war einmal für ein paar Monate in therapeutischer Behandlung wegen einer »akuten vorübergehenden psychotischen Störung«, weil sie sich von völlig harmlosen Nachbarn bedroht fühlte.

Bei diesem letzten Punkt kam Hartwig kurz ein Gedanke, für den er sich sogleich schämte. Er unterstrich das Wort »vorübergehenden«. Dann schrieb er auf ein zweites Blatt seine theoretischen Optionen.

1.: Mit Herta Schluß machen. Die strich er entschlossen gleich wieder durch. Er konnte nicht genau sagen, wieso, aber das durfte einfach nicht sein.

2.: Polizeischutz beantragen. Wurde auch gestrichen, denn einerseits gab es keinen Beleg für eine tatsächliche Bedrohung, andererseits wohl ein schweres Glaubwürdigkeitsproblem wegen Hertas Therapie-Vergangenheit.

3.: Ex töten. Hartwig wurde wieder übel, als er die zwei Worte las. Er erinnerte sich, einmal in irgendeinem Thriller gelesen zu haben, wie eine Figur dem Helden, dessen Hauptwesenszug darin bestand, ein ausgesprochen nüchterner, gelassener und harter Bursche zu sein, erklärte, er sei von einem Schurken bedroht worden, wenn er das und das nicht tue, würde der ihn, seine Frau, seine Kinder und seine Eltern auf sehr häßliche Weise umbringen – was er, der Held, denn an seiner Stelle tun würde. Die Antwort war denkbar nüchtern, gelassen und knapp ausgefallen: »Wer mich in dieser Weise bedroht, den bringe ich vorher um.« Hartwig hatte das für einen Moment schwer beeindruckt, aber dann hatte er sich gefragt, und was ist, wenn der andere nur geblufft hat oder er es sich im letzten Moment noch anders überlegt hätte? Dann hat man einen Mord auf dem Gewissen, und das dann noch als Notwehr zu interpretieren, das wäre schon ziemlich fragwürdig. Er strich die beiden Worte durch. Hartwig spürte, wie ihm die Optionen ausgingen.

4.: Mit Herta untertauchen – und das Beste hoffen. Verzweifelte Reaktion, kaum durchführbar, dachte Hartwig und setzte schon den Stift an – da dämmerte in ihm die flüchtigste Ahnung einer Idee herauf.

Er blieb noch eine Weile still sitzen. Die Idee wuchs, verdichtete sich, und nach einer Weile stellte Hartwig – mindestens zur Hälfte zutiefst beunruhigt – fest, daß er imstande war, einen Plan um diese Idee herum zu bauen, und der Plan gefiel ihm überhaupt nicht. Als er Hertas Wecker aus dem Schlafzimmer hörte, war der Plan fertig.

Herta kam schlaftrunken in die Küche gewankt.

»Morgen. Hast du etwa die ganze Nacht hier gegessen?« fragte sie und gab Hartwig einen Kuß.

»Jap. Hab nachgedacht.«

»Oh. Und über was ..., ich meine ...«

»Ich kann dir nicht versprechen, daß alles gut wird, aber ich weiß jetzt, was ich machen werde.«

»Mußt du mir erzählen. Aber erst brauch' ich einen Kaffee. Willst du auch einen?«

»Nee, danke. Alles, bloß keinen Kaffee mehr.«

Hartwig suchte nach den richtigen Worten.

»Ich kann dir das jetzt noch nicht genau erzählen, aber zwei Sachen sind absolut nötig, damit alles klappt: Du mußt mir vertrauen, und du darfst dich heute unter keinen Umständen bei deinem Ex melden. Kriegen wir das hin?«

»In Ordnung. Das Erste mache ich sowieso, und das Zweite sowieso nicht. Wenn ich irgendwen nicht sehen will, dann ...«

Hartwig legte ihr seine Hand auf den Mund, zärtlich und sehr schnell.

»Keinen Namen. Ich will keinen Namen hören.«

Herta nickte und legte sich den ausgestreckten Zeigefinger an die geschlossenen Lippen.

Herta ging duschen, Hartwig Brötchen holen. Nach dem Frühstück ging Herta zur Arbeit und Hartwig an die Arbeit. Als sie sich am Abend wiedersahen, hatte Hartwig einen anstrengenden Tag hinter sich. Er war viel herumgefahren, hatte in mehreren hochspezialisierten Fachgeschäften die verschiedensten Dinge besorgt und einige Stunden im Wochenendhaus seiner Eltern verbracht. Er haßte seinen Plan inzwischen aus tiefstem Herzen.

(Dritter und letzter Teil folgt)

.....

ebenso wie bei zahlreichen Tierarten. Einem Spiel liegen oft ganz bestimmte Handlungsabläufe zugrunde, aus denen, besonders in Gemeinschaft, dann Regeln hervorgehen können. Die konkreten Handlungsabläufe können sich sowohl aus der Art des Spiels selbst, den Spielregeln oder aber aus der Tatsache ergeben, daß unterschiedliche Individuen miteinander interagieren wollen. (Quelle: www.de.wikipedia.org)

wahre liebe.

• • • • • Von Franziska Schramm

Sie sagen, es ist etwas Heiliges. Und man muß dafür bereit sein und sparen und sich aufbewahren für den Tag. Für den einen Einzigen. Für den Richtigen. Und es müssen weiße Laken sein und rote Rosen drumrum und das Glück muß perfekt sein. Sie sagen, es gibt nur einen Weg, eine Straße.

Wir liegen auf der Rückbank und ich streichle deinen Penis. Und du bist ganz still, siehst mich an, zuckst unter meiner Hand.

Sie sagen, es ist etwas Heiliges. Und man muß dafür bereit sein und sparen und sich aufbewahren. Man muß sich rein halten, rein wie weiße Laken und dann 'nen Ring drumrum. Eine Entscheidung für die Ewigkeit, mit Bindfaden verpackt, mit Glückwünschen bestickt. Und vorher muß man gewartet haben. Lange und ausdauernd. Man muß in eine Dose geworfen haben, gezählt haben, Geduld bewahrt haben. Verwerfliche Gedanken getilgt.

Du zitterst ein wenig und ich lasse deinen Penis in mich rutschen, nachts, auf der Rückbank. Es fühlt sich warm an. Du hast Musik laufen und die berührt mich.

Sie sagen, es ist etwas Heiliges. Sie sagen: True love waits, das ist Englisch und damit erreicht man die jungen Leute von heutzutage. Und sie erzählen Liebesgeschichten, die Sehnsucht im Bauch machen, Liebesgeschichten mit viel Weiß und heißem Verlangen und Disziplin. Disziplin zu warten, auszuharren, bis dann in der einen Nacht der Schleier fällt. Sie sagen es gibt nur einen Weg, eine Straße und wir biegen links ab und parken.

Ich bewege mich langsam und sacht und deine Pupillen verdunkeln sich im schwachen Licht. Ich sehe in deinem Gesicht, daß du kommst und weiß nicht so richtig, ob ich auch komme. Ich berühre deine Wangen und du lächelst.

Sie sagen, es ist etwas Heiliges. Und man müsse sich aufbewahren, wie kostbares Öl oder tausend Euro. Sie sagen, man müsse warten, sparen, den Deckel drauf halten, bis die Glocken läuten, bis jemand Ja sagt, bis jemand Segen spricht. Sie sagen: Wahre Liebe wartet, das ist Deutsch und fast eine Alliteration, die Formel zum Glück. Und sie erzählen schöne Geschichten, weiße Träume von Ring und Treue und Ewigkeit und dem perfekten ersten Mal.

Wir beide, du und ich, wir haben nicht die Wahrheit. Wir fahren durch die Stadt, es ist still und es gibt keine roten Ampeln. Das gefüllte Kondom liegt unter der Windschutzscheibe, in ein Taschentuch gebettet. Wir haben das Fenster ein wenig geöffnet, draußen ist es noch warm. Wir fahren vorbei an Werbetafeln: Nackte Frauen, Zigaretten, wieder nackte Frauen. Auch wir wünschen uns die Dinge manchmal einfach, am besten in drei Worten, eine Formel zum Glück. Sie sagen: Wahre Liebe wartet und hätte McDonalds noch geöffnet, könnten wir uns ein Eis holen, eins mit Karamellsoße oben drauf.

Wir fahren wir auf den Parkplatz bei Lidl, drehen die Musik laut und lassen die Türen offen stehen. Wir haben nicht die Ewigkeit. Nicht die Wahrheit. Nicht das Glück. Aber wir tanzen auf dem Parkplatz bei Lidl.

kennst du das.

Von Anna Engler

Kennst du das, kennst du das, mein Freund?
Wenn du dich in die Musik verlierst, sie spürst, sie dich
führt und du dahinschwebst, als seien die Akkorde
weich und zart, wie Wolken, auf denen du tanzst.

Kennst du das, weißt du, wie es sich anfühlt, erfüllt,
wenn der Sonnenstrahl deine Nasenspitze zärtlich küßt,
ich glaub, ich müßt' mal wieder rausgehen, weitsehen,
sehen, wohin du gehst, du stehst, um mit dir den Augenblick einzufangen.

Kennst du es, kennst du das, mein Lieber, dieses Gefühl,
zu Fuß, barfuß über eine Wiese zu laufen, wo sich
kleine Käfer raufen, wenn ein Kind sich bückt und weiße
Gänseblümchen pflückt.

Weißt du, was ich meine, wenn ich davon spreche, wie
zauberhaft Lachen ist, wie es sich in den Magen frißt,
wenn wir lachen und nichts anderes machen können,
als uns den Bauch zu halten, weil es schon schmerzt,
herzt, herzlich, es geht nicht mehr schlimmer, ich will
lachen für immer.

Kennst du das, dieses Kribbeln im Bauch, wenn man
sich ansieht, auch wenn man glaubt, weiß, da wäre
nichts, nix, fix vergeht der Moment, der Augenblick,
der Kick, wenn ich in deine Augen seh – und auf einmal
über den Dingen steh.

Kennst du das, hast du schon mal eine Spinne, dieses
wehrlose Wesen, mit einem Besen getötet, bist nicht
erötet, weil sie es nicht wert ist, deiner Ansicht nach, zu
leben?

Es kostet weder Not noch Müh, es ist einfach ein schönes
Gefühl, wenn du sie aussetzt, sie schätzt und ihr
das Leben schenkst, wenn du bedenkst, daß es genug
Haß gibt, Ekel auf dieser Welt, der es gefällt, Unschuldigen
das Leben zu nehmen, selbst wenn es nur eine
Spinne ist, auf die du unberechtigt sauer bist.

Weißt du, mein Freund, das und noch viel mehr macht
die Schönheit, das Wundervolle im Leben aus. Leben
lebenswert, liebenswert, unbeschwert. Dinge, die Freude
schaffen und zumindest kurzzeitig glücklich machen.

meerjungfrau.

• • • • • Von Nele SICKEL

Der Morgen graut. Die ersten Strahlen der Sonne glitzern über der Stadt und tauchen die Ränder des Himmels in einen zarten Rosé-Ton. Doch noch dominiert allein das grelle Licht, gewonnen aus Elektrizität die verschlafene Welt. Es prangt an den gerade emporragenden Wänden der mächtigen Hochhäuser. Es zieht sich in Streben über die alte Brücke, welche zu jener frühen Stunde noch kaum befahren ist. Es spiegelt sich sanft in den vom hitzigen Treiben des städtischen Lebens erwärmten Fluten.

Dies ist der Moment. Der Moment vor dem Tod des Richard Streitz.

Richard Streitz hat schon immer geglaubt. Nicht an Gott – aber an Magie. Magie des Alltags. Magie des Lebens ... Jedoch auch an die Magie des Besonderen. Die Existenz fabelhafter Kreaturen, die so unglaublich sind, daß kaum einer es vermag, ihren Anblick zu ertragen, die sich deshalb zurückziehen und die Welt der Menschen meiden, ist für ihn nicht nur bloße Möglichkeit. Sie ist Gewißheit!

Und heute nacht hat er sie gesehen! Der silberglänzende Mond hatte noch sein verzerrtes Abbild auf die Wasser geworfen. Der Himmel war noch von einem Schwarz gewesen, so dicht, daß Richard Streitz gefürchtet hatte, sich darin zu verfangen. Und stecken zu bleiben. – Doch er war nicht steckengeblieben. Und so hatte er denn seinen Weg über die riesige, steinerne Brücke fortgesetzt und hatte sie gesehen. Eine Nixe!

Fast lautlos war sie durch die lauen Wellen geglitten. Ihr Haar ein dichter, dunkler Teppich kurz unter der Wasseroberfläche. Ihre Schwanzflosse nur eine schattenhafte Andeutung.

Doch Richard Streitz war sich sicher gewesen. Er war zum Ende der Brücke gestürzt, die Treppe hinab ans Ufer. Und hatte nach ihr gerufen. Sie hatte ihn nicht gehört. – Da war er ihr nachgeeilt. Dem Lauf des Flusses folgend.

Vorbei an den leeren Fenstern längst verlassener Villen. An den glänzenden Fassaden geistloser Boutiquen. Er hatte den Weg unachtsamer Passanten gekreuzt. War gestürzt und hatte sich wieder aufgerappelt. Sein Wille, sie zu finden, hatte ihn unerbittlich vorwärts getrieben. Immer wieder war er versucht gewesen, ihren Namen zu schreien. Allein: Er kannte ihn nicht. Schließlich hatte er sich in seiner Verzweiflung die Kleider vom Leib gerissen und war ihr nachgesprungen. Hinein in den klirrend kalten Fluß. War schwimmen gegangen – was er sonst nie tat, schon gar nicht hier, mitten in der Stadt –, doch sie war ihm verschwunden.

Richard Streitz war nicht bereit gewesen aufzugeben. Weiterzugehen – weiterzuleben – und zu vergessen.

Er war aus dem Wasser gestiegen, hatte seine Kleider genommen und hatte sich aufgemacht. Auf zum größten Hochhaus der Stadt, ihr eine Nachricht zu senden.

Er hat den Weg gefunden. Er hat sich Durchgang verschafft.

Und nun ist er da. Den Himmel ziert ein zarter Rosé-Ton und Richard Streitz befindet sich im Magen des steinernen Riesen, dessen Füße den mächtigen Strom steifen. Er steht vor dem Schaltplan des Sicherungskastens. Er hat sich die Nachricht überlegt, die er in die Fenster schreiben möchte, indem er alle anderen Lichter auslöscht: »Halte ein! Ich brauche dich!«

Nun wird Richard Streitz seine feuchte Hand ausstrecken und die Kabel berühren, neben denen das Schild mit der Aufschrift »Vorsicht Hochspannung!« prangt. Die Elektrizität wird seinen Körper durchdringen und er wird sterben. Und weiter unten in der Stadt wird ein verwegenes Mädchen ans Ufer klettern. Und ihre Freunde werden ihren Mut bejubeln, mitten in der Nacht das reißende Wasser zu durchschwimmen. Und zwei Kilometer weiter wird in der Wohnung der Familie Müller der Toaster kaputt gehen.

Das nächste **hEFt** erscheint am 2. Januar 2009.

- » Offene Redaktion: 29. Oktober 2008
- » hEFt-reliert am 30. Dezember 2008 in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. November 2008
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Brust oder Keule

hEFt sucht

Im Jahr 2008 kümmert sich das hEFt um unsere existentiellen Grundbedürfnisse. Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Brust oder Keule«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

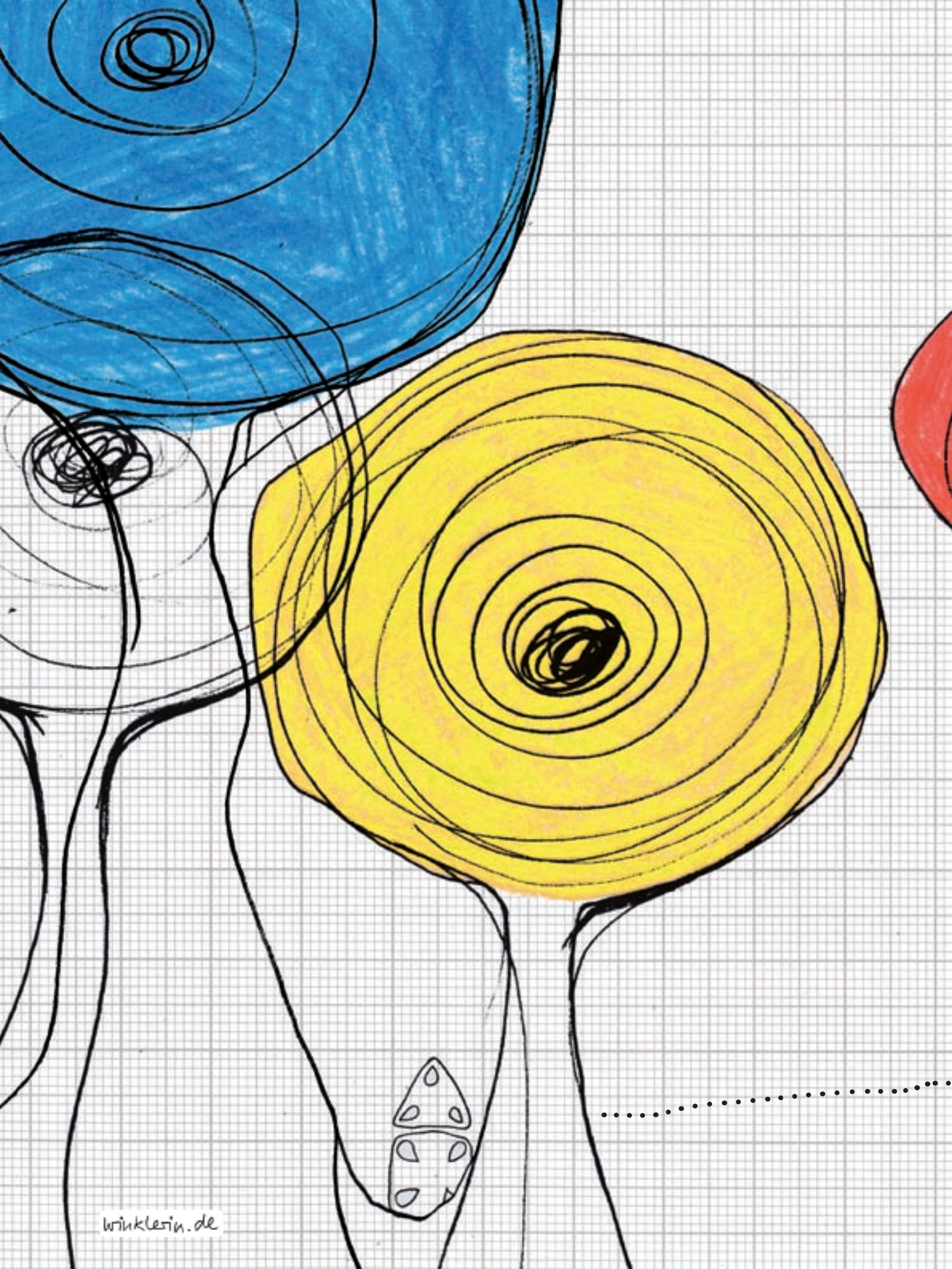
» **Erfurt** Antiquariat am Waidspeicher, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Nerly, Café Tiko, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon »Schongang« » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

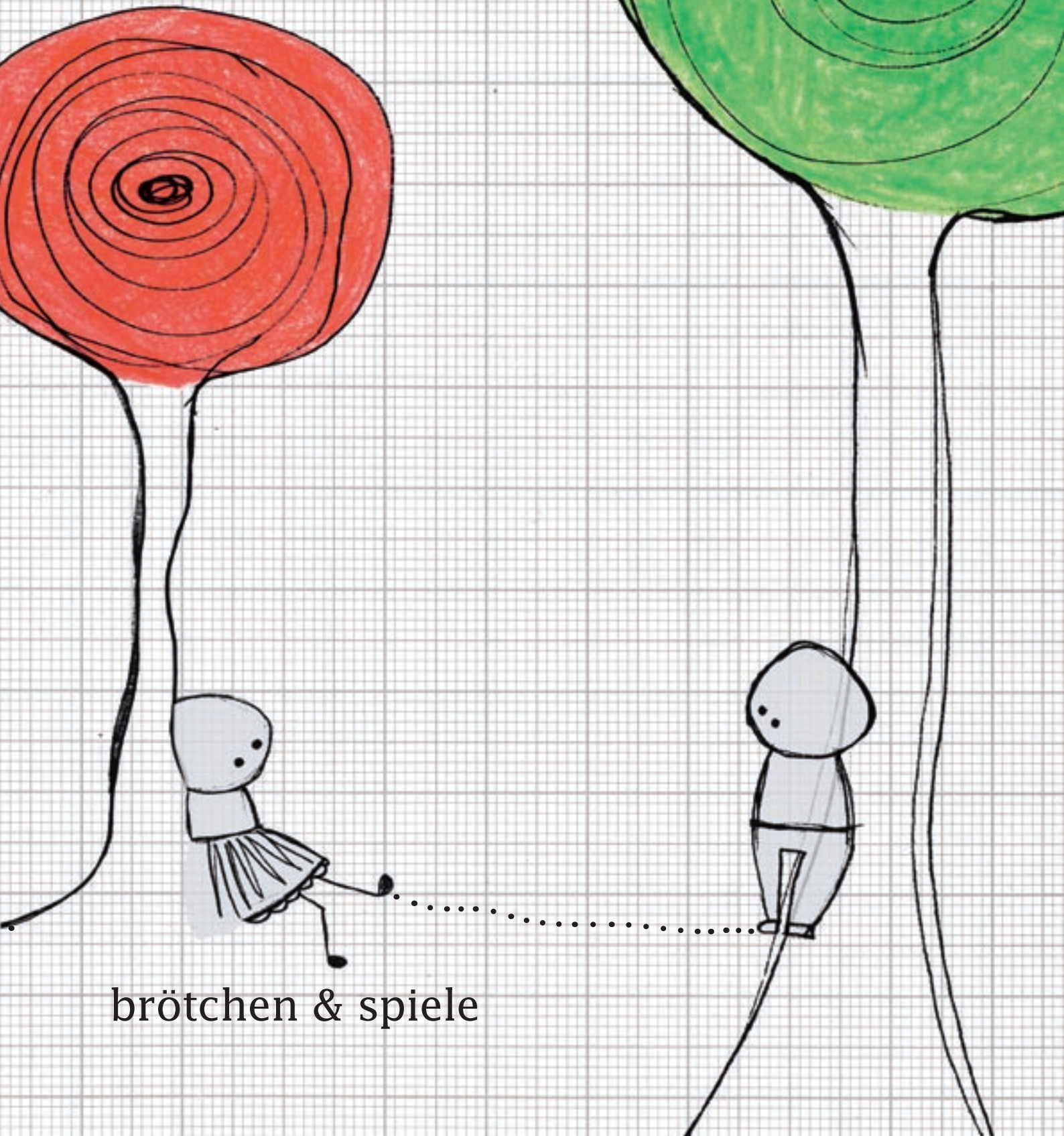
» uLLi ASCHENBACH, Erfurt, www.erfurtslam.de » VOLKER B., Jg. 1971, Konstrukteur und Kult[ur]minister, Erfurt/Dresden » TILL BENDER, Autor, Bremen » ANNETTE DETER, Jg. 1975, lebt in Erfurt » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » ANNA ENGLER, Jg. 1988, Studentin, Erfurt » SVEN GATTER, Jg. 1978, lebt und arbeitet in Berlin, www.svengatter.de » ANDREA HEESE-WAGNER, Jg. 1970, Designerin AGD, Erfurt, www.heese-wagner.de » EBERHARD HIERSE, Dipl.-Ing. (FH) Stadtplanung und freier Redakteur, Weimar » FINN-OLE HEINRICH, Jg. 1982, freier Autor und Filmemacher, 2008 Stadtschreiber in Erfurt » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstpädagogin Leipzig und Wermelskirchen/NRW » MONIQUE MOLKE, Jg. 1976, gespaltene Persönlichkeit, Leuna » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » TOBIAS PRÜWER, geb. 1977 in Erfurt, lebt als Philosoph, freier Autor & Sprachspieler in Leipzig » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, lebt in Erfurt » JULIA REINHARD, Jg. 1980, Erfurt » PETER RAULFS, Jg. 1966, Desillusionist » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.elegoiste.de » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » FRANZISKA SCHRAMM, Studentin der Kommunikations- und Literaturwissenschaft, Gewinnerin des 5. Erfurtslam » NELE SICKEL, Jg. 1990, Schülerin, Erfurt » BERND STICKELMANN, Lyriker und Hochschulprofessor, Erfurt und Frankfurt am Main » DIRK TESCHNER, Journalist und Ausstellungsmacher, Erfurt » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de » NORMAN ZACHARIAS, Jg. 1974, Zahntechniker und Fotograf, www.360-erfurt.de



hEft

für literatur, stadt und alltag

grundbedürfnisse Oktober 2008



brötchen & spiele